

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 17.

Gottschee, am 4. September.

Jahrgang 1905.

Abendfriede.

Kein größ'res Glück ist dir beschieden,
Als nach des Tages Drang und Tun
In deines Hauses Abendfrieden
An treuem Herzen auszuruhen!

Da draußen ist ein Toben, Eilen,
Das beste bleibt nur halb bestellt,
Hier innen darfst du nichts mehr teilen,
Dein eigen ist die ganze Welt.

Katholikentage.

In Oesterreich weckt der Aufruf zu dem 5. österr. allgem. Katholikentage in Wien, der vom 18. bis 21. November dort abgehalten wird, in allen Kronländern freudigen Anklang. Verschiedene Veranstaltungen sind ihm bereits vorangegangen, so am 13. August der Gantag christlich-deutscher Männervereine Nordböhmens in Altböhmen, woselbst sich schon zum vormittägigen Kirchengeein großer Festzug mit 4 Musikkapellen und 7 Vereinsfahnen einfand. „Sei stark und ermanne dich,“ dieses Wort der Schrift hatte sich dort der Festprediger als Kanzelspruch gewählt. Und es ist Zeit, daß die katholischen Männer aller Stände und aller Orte sich ermannen, sich organisieren, um sich und ihren Familien bei dem heftigen christentumsfeindlichen Ansturm das hehre Kleinod des beglückenden und rettenden katholischen Glaubens zu wahren, denselben zu verteidigen, aber auch sich neu zu ermuntern, um dessen mutiges Bekenntnis im harten Tagesleben praktisch zu betätigen, ob es sich nun um Kirche und Schule, um Kunst und Presse oder um Fragen der Öffentlichkeit und der Besserung und Sicherung des wirtschaftlichen Erwerbes aller ehrlichen Leute handelt. Der Erörterung

dieser ernstesten Angelegenheiten galten die klaren, begeisterten Ausführungen der Redner in der nachmittägigen imposanten Hauptversammlung in der großen Vereinhalle des Ortes, und dem Ausdruck dieser Ueberzeugung und dieser zeit- und pflichtgemäßen Bestrebungen galten auch die dort einmütig gefaßten Resolutionen.

In ganz Oesterreich-Ungarn können aber wir Katholiken in allen diesen Fragen noch lernen von den Katholiken Deutschlands, die seit 1848 von den Freiheitsrechten für Versammlungen, Organisation, Presse und wirtschaftliche Neuerungen in christlichem Sinne Gebrauch machten, und nicht bloß den Gegnern deren Ausnützung überließen. Von 20. — 24. August tagte bekanntlich in Straßburg die 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“, heißt es in dem vielgesungenen Liede. In dieser herrlichen Stadt nahm auch obige Tagung, die erste in den 1648 durch die Schuld der Protestanten an Frankreich verlorenen, 1871 ruhmvoll wieder zurückeroberten Reichslanden Elsaß-Lothringen, einen herrlichen Verlauf. Es war ein erhebender Anblick, als am Sonntag, den 20. August, hunderte katholische Universitätsstudenten, tausende Bürger und Arbeiter in dem großartigen gothischen Münster, das stolz ein 142 Meter hoher Turm überragt, dem Pontifikalamte zur Eröffnung des Katholikentages anwohnten. Studenten und Arbeiter — gerade der Anblick dieser beiden Gruppen muß jedes Christenherz besonders erfreuen, da sie ja heute am meisten umstürmt und als festgewurzelt in der katholischen Ueberzeugung auch nicht zu-

legt die Hoffnung des katholischen Deutschland sind. Jeder Katholik ist an Sonntagen in erster Linie auf die Sonntagsheiligung durch Erfüllung der Pflicht, eine hl. Messe zu hören, bedacht, auch wenn es sich um Reisen, Ausflüge und Versammlungen handelt. In das wunderschöne Straßburg waren aber aus allen Gaue so viele tausende Männer, besonders Mitglieder katholischer Arbeitervereine und christlicher Gewerkschaften, gekommen, daß die katholischen Kirchen der Stadt — sie ist zur Hälfte protestantisch — die Menge der pflichttreuen einheimischen und fremden Besucher trotz der vielen heiligen Messen seitens fremder Geistlicher nicht fassen konnten: es war darum auch in der gegen 10.000 Personen fassenden, eigens für den Katholikentag errichteten Festhalle ein Altar gebaut worden, an dem in Gegenwart tausender gegen 11 Uhr ein Priester ebenfalls das hl. Opfer darbrachte.

Der Sonntag war hauptsächlich für die Arbeiter bestimmt. Nach 1 Uhr nachm. setzte sich der Festzug in Bewegung: er zählte etwa 36.000 Teilnehmer, darunter zwischen den katholischen Arbeitervereinen bunter Art 73 Musikkapellen und außerdem viele Trommler-Abteilungen. Man zählte etwa 218 Fahnen. Vor der Tribüne, auf welcher sich der Bischof Dr. Fritzen, Weihbischof Born v. Bulach und viele angesehene Gäste befanden, ertönten brausende Hurra's. Der riesige Festzug wickelte sich in bester Ordnung ab. Die Ordner hatten umsichtig alles eingeteilt und geleiteten die bestimmten Abteilungen zu den 10 vorgeschriebenen Versammlungsorten. Diese Einteilung war unumgänglich.

Denn von 10.000 war ja allein als erstes Lokal schon die Festhalle gefüllt. In jeder der nun gleichzeitig abgehaltenen katholischen Arbeiterversammlungen sprach mindestens je ein Geistlicher und ein christlicher Arbeitersekretär über die religiös-sozialen Fragen. In der Festhalle selbst hielten nach einer Begrüßungsansprache seitens des Präsidenten des Lokalkomitees, Dr. Burguburu, der die gewaltige Versammlung mit dem katholischen Grube eröffnete, begeisternde und eindrucksvolle Reden Graf Droste-Bischoff, Weihbischof Dr. Born v. Bulach und der Gewerkschaftsführer Hr. Schiffer aus Düsseldorf.

Der Weihbischof hob das in den Kirchen, im Festzug und hier so großartig betätigte Glaubensbekenntnis hervor, schilderte das hochzuschätzende Glück, ein gläubiger Christ zu sein, und den im Glauben liegenden Trost. Christus verhieß der Welt einen Tröster, den hl. Geist. Das Arbeitsjoch der Kinder Adams ist drückend, auch nachdem Christus, der selbst auch körperlich arbeitete, die Arbeit adelte. Aber ihr ruft aus: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. (Bravo!) Laßt euch niemals diese Hoffnung rauben. Die Kirche ist stets die milde Erlöserin der Welt gewesen und sie wird es immer bleiben, weil der Geist ihres Bräutigams stets in ihr wehen wird. Die Kirche bleibt die Mutter. Die Jahrhunderte sind die Geschichte ihrer Wohltaten. Die Seele des Arbeiters ist ihr ebenso viel wert wie die Seele des Fürsten, und wer heroisch die Tugend geübt hat, den erhebt sie auf die Altäre, ob Arbeiter oder König: das ist die wahre Brüderlichkeit und Gleichheit, die in Gott. (Bravo!) Welch ein Reichtum in unserem katholischen Glauben. Danken wir Gott dafür. Aber wir tragen dieses Gut in gebrechlichen Gefäßen. Darum beschwöre ich die Familienvorsteher, zu wachen, damit nichts eindringe in ihre Familien, was den Glauben gefährdet, denn der Glaube ist die Grundlage für ein festes Familienleben und ein festes Staatsgefüge. Seid stark und stehet in Liebe. So ermahne ich euch mit dem Apostel!

Die sonstigen Reden in diesen zehn Arbeiterversammlungen und bei den folgenden Veranstaltungen in den geschlossenen und Haupt- und den vielen besonderen Nebenversammlungen, die vom 20. bis 24. August dort vor sich gingen, hier auch nur zu streifen, ist räumlich einfach unmöglich. Der Platzmangel nötigt uns zur Beschränkung auf eine Skizzierung des äußeren Verlaufes und fast nur der Titel der Themata.

Sonntag abends folgte in der wiederum dicht gefüllten Festhalle die Begrüßungsversammlung des Katholikentags. Ein Chor von 500 Herren und Damen, eine Militärkapelle von 78 Mann füllten die Bausen, welche bei den kurzen, markigen Reden der Gäste aus nah und fern, auch aus Oesterreich, blieben. Namens des

beurlaubten Bürgermeisters und der Stadtvertretung, die zu Ehren des Katholikentags am Dienstag auch ein herrliches Gartenfest arrangierte, begrüßte die Versammlung der Beigeordnete Regierungsrat Holzapfel.

Montag, den 21. August, fand nach einem Pontifikalamt die erste geschlossene Generalversammlung im Saale des Sängershauses statt. Zum Präsidenten des Katholikentages wurde der Erbprinz Alois Löwenstein, der Sohn des hochverdienten langjährigen Katholikentagskommissärs, ein geistreicher und begeisternder Redner, gewählt, als Stellvertreter Oberlandesgerichtsrat Wellstein-Frankfurt und Graf Andlow-Baden. Nach der Wahl der Schriftführer und der vielen Kommissionen zur Beratung besonderer Fragen und Resolutionen (Römische Frage, Soziales, Caritas, Presse, Wissenschaft etc.) wurden Huldigungs-telegramme an Papst und Kaiser abgesandt, die auch huldvollst erwidert wurden.

In den vier öffentlichen Hauptversammlungen und in den geschlossenen Versammlungen sprachen sehr gewlegte Redner. Auch wohnten vier Bischöfe denselben bei, viele Abgeordnete, Professoren, Juristen, Fabrikanten, Arbeiterführer, Geistliche, Kaufleute u. s. w. aus den verschiedensten Gauen.

In der ersten Versammlung wies in seiner Eröffnungsansprache der Präsident Prinz Löwenstein auch auf das neue Stück Kulturkampf hin, nämlich auf die der Gleichberechtigung und akademischen Freiheit grob widersprechende Heze gegen die katholischen Universitätsstudenten-Verbindungen; durch diesen ungerechten Kampf würde zwar unseren katholischen Studenten neue Kraft eingeflößt, aber es leide darunter die deutsche Wissenschaft, und besonders müsse dagegen laut protestiert werden, daß auch manche Professoren sich an diesem Ansturm beteiligen.

Abg. Landesgerichtsrat Dr. Gröber-Heilbronn sprach über die Quellen des religiösen Lebens und ihre Wirkungen in der katholischen Kirche. Die Kirche gibt uns die Sicherheit im Glauben und die Sittenlehre zum Frieden der Seele und dem Glücke der Familien. Sie gibt uns auch die Stärke, dem Sittengesetz gemäß zu leben. Auch die Jugend soll in die Schule des Kreuzes gehen; sonst vergeudet sie ihre Kraft in der Jagd nach raffinierten Genüssen. Die Segnungen des religiösen Lebens sind vor allem Frömmigkeit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Darunter steht zuoberst die soziale Gerechtigkeit. Denn Almosen geben ist gut, aber Armut verhüten ist unendlich besser; dem Armen Hilfe bringen ist gut, aber besser ist es, ihm die Mittel zu geben, sich selbst empor zu bringen. Die Gerechtigkeit erheische auch die Sonntagsruhe und die Freiheit und Gleichberechtigung des Arbeiterstandes. Diese Bahn ist die Kirche

Schritt für Schritt gegangen. Der Staat braucht Autorität, der Bürger Freiheit. Beides bietet das religiöse Leben, bei dessen Entschwinden schwindet beides. Das jüngst gesprochene Gnesener Kaiserwort „Deutschtum heißt Kultur und Freiheit für jeden in Religion, Gesinnung und Betätigung“ müsse auch für die Orden und Kongregationen, auch für die Jesuiten wahrgemacht werden. Die Wolke der Vorurteile möge endlich schwinden!

Prof. Dr. Ehrhardt-Strasbourg sprach über die Bedeutung des Papsttums für Religion und Kultur. Das Papsttum ist das Zentralorgan, durch welches das von Christus der Menschheit gebrachte wahre religiöse Leben einem großen Teil der Völker während 2000 Jahren zugeführt wurde und in alle Zukunft noch mehr zugeführt werden soll. Im Papsttum lieben wir auch die Wahrheit der von Christus zu Petrus gesprochenen Worte. Der Weg des Papsttums ist jener der Wahrheit und Gerechtigkeit. Wenn es wenige unwürdige Päpste gegeben hat, so zeugen sie nur für die Personen, nicht die Institution des Papsttums; auch diese Unwürdigen vermochten nicht die Würde des Stuhles Petri zu untergraben. Welch eine Dynastie kann eine solche Liste würdiger Männer aufweisen wie das Papsttum? Das Wanken und die geistige Zerfahrenheit der Gegenwart ist eine Folge der Abwendung vom Felsen Petri. Dieser aber steht unerschütterlich. Christi Wort wird doch noch Wahrheit, auch wenn es bis zu jenem Tage noch Jahrhunderte dauert, daß ein Hirt und eine Herde werde. Jener Tag wird die Menschheit retten und ein neues Kulturleben beginnen.

Der Missionär P. Nachtwey (siehe Missionsgebiet) sprach über die Pflichten und Wirkungen der Glaubensverbreitung. Amtsgerichtsrat de Witt über die Toleranzfrage, bei der man die bei jeder Konfession unvermeidliche, weil innerlich notwendige dogmatische Intoleranz der Lehre von der bürgerlichen Toleranz der Person und der Achtung fremder Ueberzeugung, wofür wir Katholiken eintreten, wohl unterscheiden müsse. P. Benno Uraher behandelt in klarer Weise die Frauenfrage, Landesgerichtsrat Roeren die Sittlichkeitsbestrebungen gegen die maßlose freche in Wort und Bild auftretende schmutzigste Sittenlosigkeit, welche die wahre Kunst nicht fördere, sondern entweiche; Kanonikus Mayenberg-Luzern die Pflicht der Katholiken zur Teilnahme an Kunst und Wissenschaft, der Jesuit Dr. Liese-Exarten über den Bonifatiusverein, über den in der geschlossenen Versammlung auch P. Alban Schachleiter-Prag sich verbreite, Prof. Dr. Mausbach über das Zusammenwirken von Kirche und Staat zum Wohle der Gesellschaft. Mit einem eindrucksvollen Schlußwort des Präsidenten. Der nächstjährige Katholikentag wird in Essen stattfinden.

Von den vielen großen Nebenversammlungen katholischer Studenten, Lehrer, Kaufleute, Redakteure und Herausgeber und zahlreicher Vereine sei hier nur jene des „Volks-

vereines für das katholische Deutschland erwähnt. Dieser Verein wuchs im verflossenen Jahr um 70.000 Männer und zählt nun 470.000 Mitglieder! Er unterhält in seiner Zentrale zu M.-Gladbach 32 Beamte, hielt 2000 Versammlungen im Jahre, hatte über 388.000 Mk. Einnahmen, unterstützte 17 Arbeiterssekretariate und Auskunfts-bureau, hielt soziale Kurse, förderte Missionen, Vereins- und christliche Gewerkschaftsgründungen, leistete Großartiges für sozial-wirtschaftliche Maßnahmen, für Apologetik etc. und verbreitete im letzten Jahre 7 $\frac{1}{2}$ Million Druckschriften, insgesamt schon 63 Millionen Schriften. Da sieht man, was Einigkeit und zielbewusste Organisation zu bieten vermag!

Flugheit und Weisheit.

Flugheit magt keinen hohen Flug,
Hält sich im sicheren Geleise;
Ihr eignes Wohl ist ihr genug —
Weisheit zieht größere Kreise.
Der weise Mann ist selten klug,
Und der kluge selten weise.

Streiflichter.

Sozialdemokratische Parteimoral.

Daß die Sozialdemokratie, die von Juden gegründet ist, ganz unter jüdischem Einflusse steht und auch die reformjüdische Moral sich zueigen gemacht hat, ist eine längst bekannte Tatsache. Wie der Jude — manche Ausnahmen abgerechnet — im Handel und Verkehr mit Christen sich an kein Gebot der Sittlichkeit, insbesondere nicht an die Pflicht der Wahrhaftigkeit gebunden erachtet und selbst Meineide für erlaubt hält, so ist es auch mit der Sozialdemokratie, dieser Ausgeburt des antichristlichen Judenliberalismus. Wurde doch seinerzeit von der reichsdeutschen sozialdemokratischen Presse sogar der Meineid für erlaubt erklärt, wenn man damit einem Genossen helfen könne. Denn die Sozialdemokratie — viele Genossen, die noch ein wenig Religion haben, mögen dieser Parteimoral noch nicht huldigen — die Sozialdemokratie vertritt den Grundsatz, daß dem Gegner gegenüber auch die Lüge erlaubt sei. Diese schamlose Moral findet sich offen und klar in der wissenschaftl. sozialdemokratischen Zeitschrift „Neue Zeit“ (v. 3. Okt. 1903) folgendermaßen ausgesprochen:

„Einer der wichtigsten Grundsätze . . . ist die Pflicht der Wahrhaftigkeit dem Genossen gegenüber, dem Feinde gegenüber hat man diese Pflicht nie erkannt.“

Das war nun auch einigen Genossen ein zu starker Tabak. Es wurde unter Hinweis auf die angeführte Stelle auf einer sozialdemokratischen Versammlung in Hamburg noch im Oktober 1903 ein Antrag eingebracht, der Parteivorstand soll ersucht werden, so schnell wie möglich im „Vorwärts“ eine Erklärung abzugeben, daß diese Parteimoral, „Wahrhaftigkeit sei nur Pflicht dem Genossen, nicht aber auch dem Feinde gegenüber,“ niemals als Grundsatz der Sozialdemokratie angesehen werden kann.

Was geschah aber? Der Antrag wurde abgelehnt! Nach einem derzeitigen Berichte

der „Frankf. Btg.“ bekämpfte der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete W. Mezger den Antrag mit dem Sage, daß im Kriege mit dem Feinde jedes Mittel erlaubt sei. Durch diese Vorgänge wird erklärt, warum die sozialistischen Blätter allüberall so verlogen vorgehen: ihnen ist „jedes Mittel erlaubt“ und „die Pflicht der Wahrhaftigkeit dem Feinde gegenüber nie anerkannt“. Also ist der alte Grundsatz des Gotteshassers dort in Geltung: „Verleumde wacker, es bleibt schon etwas hängen“.

Damit wird aber auch die Sozialdemokratie als die Partei des Vaters der Lüge gebrandmarkt.

Zeitgeschichtchen.

— **Russisches.** In Lodz ist der Fall vorgekommen, daß ein dortiger Beamter für die besonderen Aufträge beim Gouverneur von Petrikau mit dem Namen Kastelew verhaftet wurde. Er wurde als ein entsprungener Sträfling erkannt. Seit 18 Monaten hatte er obigen Posten inne. Er wies beim Antritt vorzügliche Legitimationen vor, sowie ein Zeugnis über Absolvierung der Universität. Während der ganzen Dienstzeit erwies er sich als ein sehr gebildeter Mann von guter Erziehung und strengster Pünktlichkeit. Als er sich dieser Tage in Dienstangelegenheiten nach Warschau begab, wurde er dort erkannt als der Sträfling Michailow. Zweifelsohne hat er den richtigen Kastelew, der vor zwei Jahren spurlos verschwand, ermordet und sich dessen Papiere angeeignet. Neue sensationelle Enthüllungen über diesen Fall dürften folgen.

— **Ein Bauer als Minister.** Das neugebildete Kabinett in Schweden, Lundeberg-Wachtmeister, weist auch einen Bauer auf namens Peterson-Paalsboda. Es ist der erste Bauer, der auf den Posten eines schwedischen Ministers berufen wurde und zwar als Ackerbauminister. Vormals haben die schwedischen Großbauern häufig eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Seit 1901 ist in Dänemark der seeländische Hofbesitzer Ola Hansen Mitglied des Ministeriums und zwar gleichfalls für das landwirtschaftliche Ressort. Dagegen hat das klassische skandinavische Land der Bauernherrschaft, Norwegen, noch keinen Angehörigen dieses Standes zu einem solchen Posten gelangen lassen; dort bevorzugt man die Juristen.

— **Besser spät als gar nicht.** Von der Bäckerausstellung in München wird nachstehendes Vorkommnis in Erinnerung gebracht. Es war einmal ein Bäckermeister in der Stadt München, der hatte einen Postler, der neben anderen Handreichungen in der Bäckerei auch des Morgens Brot auszufahren hatte. Dieser Postler — wie man die jungen Bäckergehilfen nennt — bekam wenig Lohn und viel Durst. Infolgedessen verkaufte er manches Brot seines Meisters an etliche Schankellner und betrog seinen Brotgeber. Der junge Postler ging dann auf die Wanderschaft, wurde Borderpostler, dann Schiefer und schließlich Meister irgendwo im Bayerischen. Es ist klar, daß er nun als Meister auch dem Bäcker-tage in der Stadt beimohnte, in der er sein Handwerk erlernt hat, und es ist schön, daß

er bei dieser Gelegenheit auch seinen alten Meister aufsuchte. Es ist aber merkwürdig, daß er diesem fünf goldene Zehner hinlegte mit den Worten: „Da ham' Sie's z'ruck. Um soviel hab' i Gahne amal Brot g'stohn!“ Der Meister staunte, schwieg und nahm die Denare.

— **Vom Scheintode erwacht.** Aus Deutschau wird berichtet: Das Kind des Einwohners Johann Ripko war nach langwieriger Krankheit gestorben. Das Leichenbegängnis fand am Freitag statt. Auf dem Wege zum Friedhofe vernahm man aus dem Sarge ein merkliches Pochen. Entsetzt liefen die Teilnehmer des Leichenzuges auseinander und nur einige von den Beherzteren öffneten den Sarg, in dem das zu begrabende Kind mit offenen Augen lebend dalag. Das Scheintote Kind erholte sich bald und dürfte sogar genesen.

— **Eine resolute Hausfrau.** In der Stadt Hungerford bei London im Hause eines Eisengießers wurde ein Einbruch verübt. Der Hausbesitzer hatte mit Weib und Kind und Diensthoten einen Ausflug gemacht, und so fand der Einbrecher das Haus verschlossen. Was er nicht vorhersehen konnte, war der Umstand, daß die Gattin des Hausbesizers, Frau Cottrell, früh und allein zurückkehren würde. Sie schloß die Haustür auf und stieg ruhig die Stiege hinauf, um sich in ihr Schlafzimmer zu begeben. Als sie dort die Tür öffnete, gewahrte sie zu ihrem unbegrenzten Erstaunen einen fremden Mann eifrig bemüht, einen Kessenschrank, in dem die Wert-sachen der Familie geborgen waren, zu erbrechen. Zum Glück war Frau Cottrell nicht bloß sechs Fuß hoch und entsprechend kräftig gebaut, sondern auch ein mutiges und entschlossenes Weib. Es fiel ihr gar nicht ein, in ein Hilfe- und Angstgeschrei auszubrechen und noch weniger in Ohnmacht zu fallen, sondern sie rückte dem Uebeltäter ohne weiteres zu Leibe, griff ihn beim Kragen, hielt ihn fest, zwang ihn trotz wütenden Sträubens die Stiege hinunter und in einen Raum hinein, aus dem er nicht enttrinnen konnte und wo sie ihn zunächst einschloß. Die mutige Frau hatte, neben der Aufregung, nur einen erbrochenen Schmuckkasten zu beklagen. Der Schmuck selbst wie alles übrige war durch ihr rechtzeitiges Eintreffen und ihre Entschlossenheit glücklich gerettet.

— **Hohes Alter.** In Augusta in Nordamerika ist im Alter von 135 Jahren eine Megerin gestorben, welche der älteste Mensch der Union war. Ihr so hohes Alter ist durch amtliche Belege, besonders aber durch Zeugnisse ihrer verschiedenen Herrschaften festgestellt worden. Ihre Jugend verbrachte sie als Sklavin. Später, als sie freigelassen war, pflegte sie sich der für sie zufällig schönen Zeit zu erinnern, wo sie in heiterer Sorglosigkeit als Sklavin das Brot gütiger Herren aß. Ihren Urenkeln erzählte sie sehr oft von der Grundlegung der Kirche in Augusta, welche vor 123 Jahren stattgefunden hat und wobei sie im Chor mitsang. Bis in die letzten Monate hinein war sie bei bester Gesundheit. Die Sehkraft ihrer Augen war ungetrübt.

Blanche-Rose.

Novelle von Melati von Java. Genehmigte Uebersetzung von J. Flavius.

(Nachdruck verb.)

(Fortsetzung.)

Sie verwunderte sich, daß sie trotz der zärtlichen Versöhnung nur noch so wenig fühlen konnte; ihr Herz war schwer und betrübt, aber nicht ihretwegen. Länger als gewöhnlich blieb sie nach dem Nachtgebet auf ihrer Betbank knien.

„Warum bin ich so verdrießlich, so bekümmert, warum fühle ich mich so allein, so leer? Hatte ich etwa gehofft? Herr Dein Wille allein geschehe! Du weißt, was das Beste für mich ist!“

Es war eine Ueberraschung, ein Schlag, eine Enttäuschung, die man aber mit aller Ruhe und äußerlicher Gleichgültigkeit trug, wie es sich für Leute vom Schlage der Lasthene's geziemt, — der Bericht von Stephan's Verlobung mit Rose Blanche.

Sie war zu Hause, als die Nachricht auf dem Schlosse ankam; sie wollte sich nicht merken lassen, daß es ihr liebster Wunsch war, aus dem Hause der Lasthene's zu heiraten, aber diese sprachen nicht davon und Stephan schien es auch nicht zu wünschen. Ihr erstes Zusammentreffen mit Blanche war von ihrer Seite wenigstens theatralisch. Sie fiel ihr um den Hals und schluchzte:

„O Blanche, Blanche, verzehre mir, aber ich konnte nicht anders und er auch nicht. Wir lieben einander so innig. Sei mir nicht böse.“

„Aber, liebe Rosa!“ sagte Blanche, sie ein wenig abwehrend, „es ist gar nicht die Rede von böse sein; Herr von Overvoorde hat nicht die geringste Verpflichtung gegen mich, er darf lieben und heiraten, wen er will.“

„Ja, aber — wer hätte das denken können! Ich meinte immer, er wäre Deinetwegen gekommen.“

„Er ist frei in seiner Wahl. Mache ihn glücklich, dann wirst Du es auch selbst.“

Frau von Lasthene war innerlich entrüstet gegen Rose-Blanche und nannte sie eine Intrigantin. In ihren Augen war alles, was sie getan hatte, Berechnung gewesen und sie bedauerte Stephan und verachtete ihn ein wenig, daß er sich in einem so groben Netze hatte fangen lassen.

„Er zieht das billige Falsche dem Echten vor,“ sprach sie bei sich selbst, „er wird es bereuen.“

Stephan durchliefen alle möglichen Gefühle tiefer Niedergeschlagenheit bis zur höchsten Extase. Wenn er in ihrer Nähe war, fühlte er sich trunken vor Glück; war er wieder in seiner gewöhnlichen Umgebung, dann zweifelte er wohl an seiner Zukunft

und fragte er sich mit verzweifelter Geistesklarheit, was ihn zu einem solchen Schritte hatte verleiten können.

Ein Paar schöne Augen, ein frisches Gesicht, eine prächtige Figur, war das nun genug, um ein ganzes Leben damit auszufüllen? Er sorgte dafür, daß die Hochzeit so schnell wie möglich stattfand; sechs Wochen nach der Verlobung setzte er als äußersten Termin fest. Rosa mußte die ganze Aussteuer kaufen, er gab ihr volle Freiheit und sie machte einen sehr verständigen Gebrauch davon. Alles kaufte sie vom Feinsten und Teuersten, aber nicht viel, sie zeigte sich bescheiden, distinguiert, zu Stephan's größter Genugtuung.

Sie wollten den ganzen Winter für die Hochzeitsreise gebrauchen und Frankreich, Spanien und Algier besuchen. Er gab das Dejeuner nach der Trauung in einem Hotel; ein Freund und ein entfernter Blutsverwandter waren seine Zeugen und übrigens saßen am Tisch nur Rosa's Familienangehörige, die sehr zahlreich waren. Die Lasthene's waren verreist und hatten ihr Interesse durch prächtige Geschenke gezeigt.

Stephan kam erst zur Ruhe, als er sich mit seiner Frau auf der Hochzeitsreise befand; diese Wochen gingen in einem Rausche vorbei. Er war toll verliebt, so verliebt, wie er niemals geglaubt hatte, je sein zu können. Rose-Blanche war eine so herrliche Gefährtin, eine so verführerische Frau, über alles geriet sie in Entzücken, in allem genoß sie, jeden Augenblick versicherte sie ihm, daß sie ein Zaubermärchen zu durchleben glaube, so unmöglich schien ihr alles.

In der Betäubung ihres ersten Liebesrausches sahen sie ihre gegenseitigen Fehler nicht, oder richtiger, diese waren ihnen nicht hinderlich.

Rose-Blanche vermutete nicht, wie eifersüchtig und wie stolz Stephan war; er glitt über ihre Koletterie, ihre weniger hohe Lebensauffassung, ihre Eitelkeit hin, er sah nichts als ihre Schönheit, er freute sich nur an ihrer Begeisterung, er lachte über ihre einfältigen und doch weltweisen, eigenartigen Bemerkungen, er wollte nichts von ihr, als ihre Liebeslosungen. So kamen sie nach Hause und besuchten auf ihrem Rückwege die Lasthene's.

Blanche-Rose hatte ihren ersten Eintritt in die Brüsseler große Welt getan; sie war am Hofe vorgestellt worden, sie hatte glänzende Bälle mitgemacht, sie hatte gute Heiratsanträge erhalten, sie hatte Toiletten der ersten Modistinnen getragen. Ihre stille, ruhige Schönheit in der Umrahmung ihrer Diamanten und auf dem Hinter-

grunde ihres Vermögens, hatte viel Aufsehen gemacht; die Prinzessinnen suchten sie als Freundin, aber nichts von all diesem Glanze und Reichtum vermochte ihr Herz zu erfüllen, kaum ihr Interesse zu erregen.

„O Mutter, ich werde so froh sein, wenn ich nach Vilvoen zurückkomme,“ hatte sie mitten im Bärm des Carnevals gesagt, „es läßt mich alles so kalt, ich wollte, daß es anders wäre, aber ich kann nichts daran tun, nichts!“

Die Mutter blickte sie unruhig an; sie war so fromm, so wohlthätig. Sollte das Kloster sie mehr anziehen als die Welt?

Sie schrak zurück vor einem solchen Opfer, Blanche war ihr Leben; sie wünschte für sie einen guten Mann, eine glückliche Ehe, obwohl sie wußte, daß mit ihr die Sonne aus dem Hause verschwinden würde; doch dann hoffte sie noch auf Enkel, auf mehr Liebe, auf mehr Sorgen, — aber wenn Blanche den Schleier nahm? Sie schauderte und wagte an einen solchen Entschluß nicht zu denken.

„Gott kann es nicht von mir verlangen! Sie ist meine Einzige.“

Daß Blanche noch an Stephan dachte, kam ihr nicht in den Sinn; so viele hatten nach dieser Zeit um Blanches Hand gebeten, und sie hatte alle zurückgewiesen. Warum sollte Blanches Wahl denn gerade auf Rosas Mann gefallen sein?

Blanche selbst wußte sich von ihren eigenen Gefühlen keine Rechenschaft zu geben; sie konnte nicht an Rosa denken, keine Briefe von ihr erhalten, ohne ein Gefühl von Schmerz und Weh in ihrer Seele zu empfinden. Sie schrieb dies ihrer toten Freundschaft zu, infolge dessen eine Beere in ihrer Seele zurückblieb; aber an dem Morgen, da auf Vilvoen das Telegramm ankam, welches Stephan's und Rosas Besuch ankündigte, da erblühte in ihrer Seele eine Freude, die sie nicht gefühlt hatte inmitten der herrlichsten Genüsse, da bemächtigte sich ihrer eine Erregung, die sie bald weinen, bald aufjubeln machte — und vor deren Anfang sie erschrak.

„Halte ich noch so viel von Rosa, daß ihre Ankunft mich so erfreut?“ fragte sie sich, und mit einem Eifer und einer Behaftigkeit, die ihr in den letzten Monaten fremd gewesen waren, ordnete und schmückte sie ihre Zimmer, und bereitete dem jungen Paare einen festlichen Empfang.

Rosa war elegant, grazios, trug gewählte Toilette, die ihre auffallende Schönheit noch mehr hervorgehoben; sie erzählte von ihren Reiseabenteuern, wußte ihre eigenen

Eindrücke oder diejenigen ihres Mannes, die sie sich ohne zu wissen zu eigen gemacht hatte, gut wiederzugeben und machte bei oberflächlichen Beobachtern ganz den Eindruck einer echten Dame. Blanche-Rose sah nun aber mehr als je ihr eigentliches Wesen unter der Firnislage hervorlugen; sie fand den Firnis nun selbst sichtbar, deutlicher, unangenehmer als früher.

„Wie bin ich doch so froh, daß Sie hier sind, und Rosa ärgert mich unaufhörlich! Ich finde sie lärmend, unnatürlich, unwahr. Woran liegt das?“

Stephan fand sie verändert; zum ersten mal sah er seine Frau nun in ihrer wahren Gestalt, sie kam ihm neben Blanche wie ein buntes italienisches Gemälde vor, alles glänzte, strahlte, war auffallend bei ihr, während Blanche in ihrer süßen, stillen Ruhe unwiderstehlich fesselte und anzog. Er fühlte sich müde; die Erregung der letzten Monate schwand, er hatte dasselbe Ruhebedürfnis, das ihm im vorigen Herbst nach Willoen getrieben hatte, wo neue Aufregungen seiner warteten. Es tat ihm wohl, in dieser Atmosphäre von vornehmen, behaglichen Luxus bei den Pasthenes zu ruhen: er war müde von dem schretenden Rot, Gelb und Weiß in den Toiletten seiner Frau. Das sanfte Grau und Blau Rosa Blanches, das Schwarz ihrer Mutter stimmte ihn träumerisch und ruhig.

Er fühlte sich von den beiden Damen sympathisch berührt; es war ihm, als ob er nach einem langen, tolien Karnevals-feste auf ein hübsches, stilles Zimmer gekommen wäre, wo anstatt Moschus und anderer scharfen Parfüms nur Rosen und Veilchen dufteten, das anstatt von elektrischem Lichte von weißem Mond-schein beleuchtet war. Rose-Blanche stand hier wie eine Tulpe zwischen den Lilien; er fand es herrlich, wenn sie des Morgens lange auf ihrem Zimmer blieb, in der Intimität des gemütlichen Eckzimmers oder auf der fröhlichen Veranda mit Mutter und Tochter über ihre gemeinschaftlichen Bekannten, über Literatur, Kunst und Reisen zu plaudern. Er erzählte dann von seinen Gedanken, seinen Empfindungen, seinen Plänen für die Zukunft, und Blanche lauschte mit einer Begeisterung, die ihr eigentümlichen Reiz gab und die er früher, geblendet wie er war durch Rosas warme Schönheit, nicht in ihr hatte entdecken können.

Erst als sie wieder abgereist waren, wurde es Blanche-Rose deutlich, daß es Stephan und nicht Rosa war, deren Besuch sie so glücklich gemacht hatte: sie erschrak nicht darüber, ihr Freundschafts-

gefühl für ihn war zu rein, als daß es ihre Seele hätte in Schrecken setzen können, aber sie begriff doch, daß das, was ihr alle Feste und alle Vergnügungen der Welt leer und nichtig machte, Stephans Abwesenheit war. Ihr größter Genuß war, durch das Lesen seines Buches mit seinem Geiste in Gemeinschaft zu bleiben. Es war ihr, als ob sie ihn dann hörte und sähe, als ob er mit ihr spräche und sie mit ihm lebte in einer Harmonie von Denken und Empfinden, und jedesmal stieg es aus ihrem Herzen auf ihre Lippen:

„Wenn sie ihn nur glücklich macht, wenn sie ihn zu verstehen lernt, indem sie ihn liebt und hochschätzt.“

9.

Einige Jahre gingen vorüber. Stephan und Rosa wohnten nun zu Amsterdam; Rosa hatte es in der kleinen Stadt nicht aushalten können, sie mußte Bewegung haben, Unruhe, Anregung, eine glänzende Umgebung.

Und Stephan, der noch immer von ihr geleitet wurde, hatte eine Stellung am Gerichte der Hauptstadt angenommen. Lieber wäre Rose-Blanche in den schönen Haag gezogen, aber da Stephan eine tiefe Abneigung gegen die Residenz hatte, hatte sie sich mit der Hauptstadt begnügen müssen. Sie bewohnten ein schönes Haus in einem der neueren Viertel, halb Villa, halb herrschaftliches Haus, das sie mit ihrem ein wenig auffälligen Geschmacke reich und kostbar hatte einrichten lassen; sie hatte eine lebhaftere Unterhaltungsgabe, machte viel Toilette, empfing gut, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um auszugehen, und stellte ihren Mann zufrieden, indem sie ihn immer liebte, ihm zärtliche Namen gab und verursachte, daß er sie so glücklich, o so glücklich machte.

Aber wenn es einige Tage schlechtes Wetter war, wenn ihr kein Vergnügen in Aussicht stand und ihr letztes Kleid nicht nach ihrem Geschmacke ausgefallen war, oder wenn er einen Schmuck, den sie so begehrenswert fand, für zu teuer hielt, dann trat ein Umschwung ein. Es wurde nicht gelacht, nicht geschmeichelt, nicht geküßt, sondern mürrisch geschmollt oder über die geringste Kleinigkeit stundenlang geweint.

Sie hatten zwei hübsche Kinder, Kinder, denen alle Leute auf der Straße nachblickten, zwei Knaben, die sie mit Geschmack zu kleiden wußte, mit denen sie aber doch nicht ganz zufrieden war, denn ein Mädchen war ihr sehnlichster Wunsch! Ein Mädchen, mit dem sie prunken konnte, denn ach, Jungens, was hat man davon? Jungens müssen wild, nichtsnutzig sein, sonst taugen sie nicht, und dann, Jungens

kleidet man nicht so schön; tragen sie einmal Hosen, dann ist das Schönste davon weg. So klagte sie zum Ergötzen, aber mitunter auch zur Entrüstung ihres Mannes, der ihr Undankbarkeit vorwarf, denn er war übergelüchelt bei seinen lieben Kerlchen. Er ließ sie ihre Wege gehen, er vertraute ihr in jeder Hinsicht; seine Eifersucht, die noch durch nichts geweckt war, schlief; er fand es bequem, wenn sie allein ausging, allein empfing und er in seinem Zimmer seinen Liebhabereien nachgehen konnte. Die Korrespondenz mit den Pasthenes hatte er fast ganz übernommen; Rosa war zu beschäftigt, um lange Briefe zu schreiben, sie fand es bequem, daß er es tat.

Auf dem Schlosse Willoen war es nicht gerade fröhlich geworden. Blanche hatte ihre Eltern gebeten, still auf dem Lande zu bleiben und den Winter nicht mehr in Brüssel zuzubringen; sie ging lieber nicht aus. Im Gegenteil, sie blieb gerne zu Hause, da sie sich draußen immer langweilte.

Sie taten ihr den Willen; sie arbeitete sich mit jedem Tage mehr in Werke der Nächstenliebe ein, sie gründete eine Schule, ein Hospital; ihre Eltern ließen sie tun, was sie wollte und gaben ihr Geld im Ueberfluß für ihre wohlthätigen Zwecke.

Sie machte ihr Examen, um das Recht zu haben, selbst Unterricht zu erteilen, sie lernte die Krankenpflege und vermutete nicht, daß dieses Talent ihr bald in ihrer nächsten Umgebung zu statten kommen sollte, denn der Baron von Pasthene wurde von einem Schlaganfall getroffen und blieb Jahre hindurch der treuen Sorge von Frau und Tochter überlassen.

So war es ein ernstes und scheinbar freudeloses Leben, das Blanche führte. Rosa würde davor geschauert haben, sie, die eine ganze Reihenfolge von Festen und Besuchen nötig hatte, um sich nicht einsam und gelangweilt zu fühlen; aber Blanche und die Baronin klagten nicht, ihre Tage flossen in Liebeswerken, in edlem, süßem Zusammenleben dahin, denn Mutter und Tochter gingen immer mehr in einander auf; sie verstanden einander durch einen Blick, einen Händedruck. In der Sorge für den armen Kranken fanden sie einander immer wieder und er, der so lange neben ihnen gelebt hatte, fühlte nun auch, wie er sich sein Leben lang mit Flittergold zufrieden gegeben hatte, — wo das echte doch so leicht zu erreichen gewesen war. Er schätzte in einem besten Augenblicke ihre Liebe und niemals ermüdende Zärtlichkeit und nahm dankbar ihre Pflege an; er suchte gut zu machen, was er früher versäumt hatte, und oft seufzte er:

„Aind! Könnte ich Dich nur glücklich machen, wie Du es verdienst!“

Und sie antwortete mit ihrem sonnigen Lächeln:

„Aber Vater, wer ist denn glücklicher als ich? Dieses Leben habe ich ja aus eigenem Antriebe gewählt.“

Ihre liebste, ihre einzigste Zerstreuung war ihre Korrespondenz mit van Overboorde; sie mußte ihn mitunter in juristischen Fragen über ihr Waisenhaus und ihr Hospital um Rat fragen. Gerne erteilte er ihr Ratschläge und wenn er darüber nichts zu schreiben hatte, dann erzählte er ihr von ihrem täglichen Leben, von allen Neuigkeiten aus dem Amsterdamer Geistesleben, von Literatur, Musik, Ausstellungen, von Weltereignissen; es waren Briefe, die Blanche regelmäßig ihrer Mutter gab und woraus diese ihrem Gatten vorlas.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1. bis 15. September.

1. Freitag. Aegidius, Abt (+ 785), Landesfeiertag in Kärnten; Verena, Einsiedlerin (+ 340). Sonnenaufgang um 5 Uhr 15 Minuten, Sonnenuntergang um 6 Uhr 44 Min., Tageslänge 13 Stunden 29 Minuten. — **2. Samstag.** Stephan, König (allg. Feier, + 1038).

3. Sonntag. Schutzengelfest. Seraphia, Jungfrau und Mart. (+ 120); Agulf, Abt und Mart. (+ 665). — Festevangelium (Matth. 18, 1—10): Jesus lehrt die Notwendigkeit der Demut und warnt, den Kleinen, deren Engel allezeit Gottes Angesicht schauen, Vergerniß zu geben und ermahnt zur Beseitigung jeder nächsten Gelegenheit zur Sünde. — Sonntagsevangelium (Luk. 10, 25—37): Jesus zeigt im Gleichnis vom barmherzigen Samaritanen, wie wir den Nächsten lieben sollen.

4. Montag. Rosalia, Jungfrau (+ 1155); Rosa v. Viterbo, Jungfr. (+ 1252); Jda, Witwe (+ 814); Jrmgard, Jungfr. — **5. Dienstag.** Laurentius Justiniani, Patriarch (+ 1455); Viktorin, Bischof und Mart. (+ 304); Bertin, Abt (+ 709). — **6. Mittwoch.** Magnus (Meinhold), Abt (+ 655). ☉ Erstes Viertel um 5 Uhr 6 Min. morgens. — **7. Donnerstag.** Regina, Jungfr. und Mart. (+ 251); Clotoald, Priester (+ 260).

8. Freitag. Maria Geburt. Evangelium (Matth. 1, 1—14): Buch der Abstammung Jesu Christi, der gleich seiner heiligen Mutter aus dem Stamme David hervorging. — Adrian, Mart. (+ 304).

9. Samstag. Petrus Claver, Negerapostel (+ 1654); Korbinian, Bischof (+ 780).

10. Sonntag. Maria Namen. Nikolaus von Tolentino, Bek. (+ 1308). — Festevangelium (Luk. 1, 6—28): Wie an Maria Verkündigung. — Sonntagsevangelium (Luk. 17, 12—19): Jesus heilt 10 Aussätzige und mahnt zur Dankbarkeit gegen Gott.

11. Montag. Felix und Regula, Mart. (+ 395); Protus und Hyacinth, Mart. (+ 257). — Sonnenaufgang um 5 Uhr 30 Minuten, Sonnenuntergang um 6 Uhr 22 Minuten, Tageslänge 12 Stunden 52 Minuten. — **12. Dienstag.** Guido, Mefner, Bekenner (+ 1012). — **13. Mittwoch.** Notburga, Dienstmagd, Jungfrau

(+ 1313). — ☉ Vollmond um 7 Uhr 7 Minuten abends. — **14. Donnerstag.** Kreuzerhöhung. Maternus, Bischof (+ 128). — **15. Freitag.** Nikomedes, Priester und Mart. (+ 90).

6. September.

Der hl Magnus (Meinhold) Abt (+ 655).

Was die hl. Schrift von Christus sagt, daß er umherging, Wohlthaten spendend, das gilt mehr und minder auch von seinen getreuen Nachfolgern und Abbildern, den Heiligen Gottes. Ein solcher Wohltäter war auch der hl. Magnus, dessen Ansehen, wiewohl nun schon 1250 Jahre seit seinem Hinscheiden verflossen sind, noch immer in weiten Gegenden, die er segenspendend durchwandert, groß ist, wie sein Name besagt.

Magnus oder richtiger Maginald (d. h. dauernde Macht) oft auch Magnoald oder Meinhold genannt, war ein Alamanne von Geburt und widmete sich dem geistlichen Stande. Schon als Kleriker stand er dem Pfarrer Willimar zu Arbon am südlichen Ufer des Bodensees in der Seelsorge und im Unterrichte des Volkes zur Seite. Als der hl. Kolumban, der Apostel von Alamannien aus der Gegend von Bregenz, wo er drei Jahre als Missionär gewirkt, von den weltlichen Herrschern vertrieben wurde, und nach Italien reiste, da mußte sein treuer Schüler Gallus zurückbleiben, weil ihn ein schweres Fieber befallen hatte. Gallus bat den Pfarrer Willimar um seine Gastfreundschaft und dieser beauftragte seine zwei jungen Priesterkandidaten Maginald und Theodor, den Kranken sorgfältig zu pflegen, was sie auch mit großer Hingebung taten. Beide gewannen eine große Liebe und Verehrung zu Gallus und schlossen sich dem Wiedergenesenen auf seinen Missionsreisen an. Sie leisteten ihm Hilfe bei der Erbauung des nach ihm benannten Klosters St. Gallen in der Schweiz, dessen erste Bewohner sie wurden. Meinhold blieb nun der Gefährte des hl. Gallus bis zu dessen Tode und erbt den Geist und das Amt dieses heiligen Mannes. Als Friedeburga, die Tochter eines alamannischen Herzogs Gunzo, durch Gallus von der Besessenheit befreit worden war, erhielt Gallus vom Herzog reiche Geschenke, die er aber sogleich unter die Armen verteilen ließ. Da Maginald ein kostbares Gefäß, das als Kelch für den Altardienst hätte dienen können, zurückbehalten wollte, mahnte ihn der Heilige: „Gedenke der Worte, die der Apostel sprach: Gold und Silber habe ich nicht — und wende dieses Gefäß mit den übrigen Wertsachen den Armen zu.“ Dieser Geist des Wohlthuns belebte nun auch alle Schritte Meinholds. Zu Konstanz erhielt Magnus die Weihe zum Diakon.

Nach dem Tode des hl. Gallus übernahm Maginald die Leitung der klösterlichen Genossenschaft von St. Gallen. Einige Jahre später wurde das Kloster vom Grafen Otwin geplündert und gebrandschatzt und Meinhold und Theodor, die allein im Kloster zurückgeblieben waren, verwundet und mißhandelt. Doch Maginald verlor das Gottvertrauen nicht, sondern baute mit Hilfe des Bischofs von Kon-

stanz das greulich verwüstete Kloster wieder auf und bald konnten fromme Mönche ihre segensreiche Tätigkeit wieder entfalten.

Schon als Mit- und Neubegründer und zweiter Abt des über tausend Jahre lang wegen seiner Tugend, Wissenschaft und Kulturthätigkeit in ganz Europa berühmten Klosters St. Gallen verdiente Magnus einen Ehrenplatz unter den großen Männern. Doch Gott hatte diesen Mann noch als Werkzeug für ein anderes großes Werk ausersehen. Nachdem das Kloster St. Gallen wieder neuerstanden war, kam ein frommer Priester namens Tozzo aus der Augsburger Diözese als Pilger zum Grabe des hl. Gallus und bat Magnus, mit ihm ins Allgäu zu kommen, und auch dort eine klösterliche Niederlassung zu gründen. Magnus, dem schon der hl. Kolumban geweissagt hatte, daß er viele von den Völkern im Osten, den Sueven, für Christus gewinnen werde, erkannte hierin einen Wink von oben und machte sich mit seinem Jugendfreunde Theodor reisefertig. Mit Erlaubnis des Bischofs zogen sie nun zuerst nach Bregenz, wo St. Meinhold einen Blinden heilte, der ihn um ein Almosen angesprochen hatte. Voll Freude über seine Heilung rief dieser ihm zu: „Herr, ich sehe, groß (magnus) bist du und groß sind deine Werke.“ Von da an wurde Magnoald vom Volke Magnus (der Große) genannt. Der Sehendgewordene aber schloß sich dem Heiligen als Schüler auf seinen Wanderungen durch das Waldgebirge an, bis sie ins Tal der Iller zu einer verwüsteten Stadt, dem heutigen Rempten kamen. Ihr Kommen war ein Segen für jene Gegenden, denen sie nicht bloß das Licht des Christentums, sondern auch die Kultur und irdische Wohlfahrt brachten. Sie reinigten die sumpfigen Wälder des Allgäu von wilden und schädlichen Tieren und predigten dem durch Kriege verarmten und verwilderten Volke das Evangelium, halfen ihm einen Teil der zerfallenen Stadt Rempten wieder aufbauen, leiteten die Bewohner an, den Boden zu bebauen und die Wildnis zu kultivieren. Auch bauten sie eine Kirche und bald erblühte eine schöne Christengemeinde. Magnus selbst zog mit zwei Begleitern weiter und erbat sich vom Augsburger Bischof Wiftern die oberhirtliche Ermächtigung zum Missionswerk.

Sie kamen in die schöne Gegend des jetzigen Wattenhofen. Hier befestigte Magnus an einem prächtig belaubten Baume ein Reliquienkreuz, sie knieten dann nieder und beteten um Gottes Segen für das apostolische Werk. Unermüdllich belehrten und unterrichteten sie das arme, verwahrloste Volk im christlichen Glauben und in einer besseren Haushaltung und Wirtschaft. Denn das Christentum will nicht die Armut und das Elend der Völker, sondern führe religiöse und sittliche, geistige wie materielle Erhebung und Besserung.

In kurzer Zeit erstand eine ansehnliche Christengemeinde, für die Magnus ein Kirchlein zu Ehren der seligsten Jungfrau und des hl. Florian erbaute und den Priester Tozzo als Seelsorger zurückließ. Er selbst wanderte mit neuen Begleitern den Lech aufwärts bis

zum Engpaß am Fuß des Hochgebirges, wo er eine Zelle und ein Kirchlein baute, das später so berühmt gewordene Kloster Füssen. Bald darauf wurde Magnus trotz seiner demütigen Weigerung vom Bischof Wictor in Epfach zum Priester geweiht und hielt bei der darauffolgenden Einweihung der Kirche in Rempten die Predigt zu Ehren der seligsten Jungfrau. Auch in Rempten wurde nun von Magnus der Grund zu dem nachmals so berühmt gewordenen Kloster gelegt, dem schon Kaiser Karl d. Gr. und Ludwig der Fromme viele Schenkungen machten. Theodor, der treue Freund Meinholds, blieb hier als Vorsteher des Klosters, während Meinhold selbst nun seine Tätigkeit im Kloster Füssen entfaltete und durch 20 Jahre unermüdet an der Verbreitung des Evangeliums und der geistigen und materiellen Kultur arbeitete und so mit Recht den Namen des „Apostels des Allgäu“ sich verdient hat. Während er die armen Leute unterrichtete, wie sie die Sünden meiden, die Leidenschaft bändigen, den Nächsten lieben und die Tugend üben sollten, ging er selbst mit dem besten Tugendbeispiel voran, half ihnen mit Rat und Tat die Raubtiere vertilgen, Sümpfe austrocknen, Aecker und Wiesen anlegen, Straßen bauen, den Wohlstand fördern und Arbeit, Gebet und gute Werke miteinander zu einem gottgefälligen Christenleben verbinden. Er soll auch ein mächtiges Lager von Eisenerz am Säulingberg entdeckt und damit eine Erwerbquelle für Jahrhunderte den Umwohnern erschlossen haben.

Er gründete auch zahlreiche Seelsorgsstellen und befestigte dadurch das Christentum in diesen Gegenden, das dort seither tief in den Herzen des biederen Schwabenvolkes wurzelt und mit ihm das Andenken an den großen heiligen Priester Magnus oder St. Mang, wie das Volk ihn nennt. Magnus starb, nachdem er wie ein getreuer Hausvater für das zeitliche und ewige Wohl der ihm anvertrauten Kinder gesorgt, am 6. September 655 an einem Sonntage. An seinem Sterbebette standen seine treuen Missionsgenossen Theodor und Tozzo, welcher letzterer inzwischen Bischof von Augsburg geworden war und ihm auch das Requiem hielt. Der Leib des Heiligen wurde in einem von ihm selbst erbauten Oratorium beigesetzt und nach 200 Jahren von Bischof Lonta noch unverfehrt aus dem Schutt der Verwüstung aufgefunden. Ein Teil der Reliquien wurde nach St. Gallen übertragen. Die Verehrung des hl. Magnus verbreitete sich bald in Schwaben, Bayern, Schweiz, Elsaß, Belgien und Frankreich. St. Meinhold oder Magnus wurde insbesondere als Patron der Viehherden gegen Raubtiere und als der Vater und Helfer aller Trauernden und Bedrängten verehrt und bisweilen selbst in Messbüchern neben den 14 hl. Nothelfern als fünfzehnter genannt. „Unter den Heiligen, die wegen besonderer Vorzüge Nothelfer genannt werden, wird St. Magnus als einer der vorzüglichsten Beschützer und Fürbitter gehalten,“ sagt ein alter Schriftsteller. Abgebildet wird der Heilige mit dem Pilgergewand und Stab als Abt, die Hand

gegen einen fliegenden Drachen erhoben. Sein Kelch, Kreuz und Wanderstab, den er vom hl. Gallus geerbt, befinden sich noch im Kloster zu Füssen.

Rechtssunde.

Vom Notariatswesen.

Die Notare werden vom Staate bestellt und öffentlich beglaubigt, damit sie nach Maßgabe dieses Gesetzes über Rechtserklärungen und Rechtsgeschäfte, sowie über Tatsachen, aus welchen Rechte abgeleitet werden wollen, öffentliche Urkunden aufnehmen und ausfertigen, dann die von den Parteien ihnen anvertrauten Urkunden verwahren und Gelder und Wertpapiere zur Ausfolgung an Dritte oder zum Erlage bei Behörden übernehmen.

Die von Notaren aufgenommenen Notariatsurkunden (Notariatsakte, Notariatsprotokolle und notarielle Beurkundungen), sowie die diesem Gesetze erteilten Ausfertigungen sind, wenn bei der Aufnahme und Ausfertigung alle als wesentlich vorgeschriebenen Förmlichkeiten beobachtet worden sind, öffentliche Urkunden.

Notariatsakte, in welchen eine Schuld an Geld oder anderen vertretbaren Sachen festgestellt ist, und in welchen die Person des Berechtigten, sowie jene des Verpflichteten, der Rechtstitel, der Gegenstand und die Zeit der Leistung genau bestimmt sind, sind gleich den vor Gericht abgeschlossenen Vergleichserektionen, wenn zugleich der Verpflichtete in der Urkunde zugestimmt hat, daß dieselbe in Ansehung der anerkannten Schuld sofort vollstreckbar sein soll.

Wenn auf Grund eines solchen Notariatsaktes das Pfandrecht auf eine Realität einverleibt ist, kann die Exekution, wenn die Liegenschaft inzwischen in dritte Hände übergegangen ist, gegen jeden Besitznachfolger bewilligt werden.

Ist die Verbindlichkeit von dem Eintritte einer Bedingung oder eines nicht kalendermäßig feststehenden Zeitpunktes abhängig, so ist zur Vollstreckbarkeit erforderlich, daß auch der Eintritt der Bedingung oder des Zeitpunktes durch eine öffentliche Urkunde nachgewiesen werde.

Vollmachten, aufgrund welcher ein Notariatsakt errichtet werden soll, müssen, um dem Akte die Vollstreckbarkeit zu sichern, sofern sie nicht schon öffentliche Urkunden sind, gerichtlich oder notariell beglaubigt sein.

Wenn die Exekutionskraft eines Notariatsaktes im Zivilrechtswege bestritten werden will, ist die Klage bei dem nach den Prozeßgesetzen zuständigen Gerichte zu erheben.

Die vorläufige Einstellung der Exekution ist aus Anlaß der Erhebung einer solchen Klage auf Begehren des Klägers zu verfügen, wenn durch gerichtlichen Augenschein oder durch vollbeweisende Urkundenargetan ist, daß der Notariatsakt mit Verletzung solcher Vorschriften aufgenommen oder ausgefertigt wurde, von deren Beobachtung die Kraft des Aktes als einer öffentlichen Urkunde oder die Exekutionsfähigkeit desselben in diesem Gesetze abhängig gemacht ist.

Zeitgeschichten.

— **Eine Verwechslung.** Ein englisches Blatt erzählte folgende wahre Geschichte: Die Tante eines reichen Amerikaners starb in Australien. Der liebende Nefewünschte, die gute Tante solle ihre letzte Ruhestätte in der Heimat finden und telegraphierte, man solle die Leiche heimsenden. Als der Sarg ankam, fand er in ihm statt der Tante einen Soldaten in voller Generaluniform! Er gab seiner Verblüffung telegraphisch Ausdruck und erhielt per Kabel die Antwort: „General behalten. Tante aus Versehen mit vollen militärischen Ehren bestattet.“

— **Ein schrecklicher Blitzschlag.** In Saint-Germain-du-Teil, im französischen Departement Lozere, war unlängst ein furchtbares Gewitter mit einem schrecklichen Blitzschlage. Der Blitz schlug in die Stallungen des Domänenbesizers Parazol ein, die sich auf den Bergen von Anbrac befinden und tötete nicht weniger als 246 Lämmer, 20 Widder, 84 Hammeln, 218 Schafe, insgesamt also 568 Stück Vieh; außerdem wurden noch 25 Schafe verletzt. Der durch diesen einzigen Blitzstrahl verursachte Geldschaden beläuft sich auf 15.000 Franken.

— **Ein neues Saiteninstrument.** In Neapel und in Rom ist viel von einem neuen Saiteninstrument die Rede, das P. Januarius Palumbo, ein Minorit, erfunden hat. Der in dem Kloster von Paola in der Provinz Cosenza lebende Erfinder hat sein Instrument, das „Monocorde Palumbo,“ jüngst einem Kreise von Musikkennern und Musikfreunden in Neapel vorgeführt und außerordentliche Wirkung damit erzielt. Man rühmt die Kraft und den Ton des „Einsaiters“ und die überraschenden Effekte, die P. Palumbo damit hervorbringt.

— **Im Mäuseloch.** Der Gastwirt Josef Windauer in Leopoldskron machte die unangenehme Entdeckung, daß ihm aus seinem Schankkästchen ein Barbetrag von 110 K gestohlen wurde. Auf die erfolgte Anzeige wurde in Laufen ein herumziehender Mann mit seiner Konkubine wegen Verdachtes des Diebstahls verhaftet. Das verhängnisvolle Schankkästchen wurde nun aber nochmals einer genauen Durchsuchung unterzogen und siehe da, das Geld wurde in einem ins genannte Kästchen zugängigen Mäuseloch aufgefunden. Die Mäuse hatten die Banknoten etwas verkostet und dann in das Loch gezogen.

— **Ein Millionärs-Geschenk,** das nicht so leicht einer leisten kann, hat Rockefeller in Amerika gegeben, indem er 50 Millionen Dollar der Chicagoer Universität zuwandte, nachdem er bei der Gründung bereits 15 Millionen gestiftet hat. New-Yorker Blätter rechnen aus, daß die früheren Rockefeller'schen Zuwendungen für die höheren Schulen und neueren Unterrichtszwecke sich bereits auf 47 Millionen Dollars bezifferten. Mit dieser Schlusspende für Chicago würden sich also die Zuwendungen insgesamt auf 325 Millionen Kronen belaufen. Jedenfalls ein Geschenk, wie es die Welt noch nicht erlebt hat.

Gute Freundschaft.

Die sind einig allerwegen
Und auch treu in allen Stücken,
Keines läßt, Berrat zu pflegen,
Sich von Feindeslist berücken.

Treu und einig sind verbandelt
Alle drei auf Tod und Leben . . .
Wenn's um eine Wurst sich handelt,
Kann's jedoch auch Händel geben.

U. Schiffmacher.

Süße Rache.

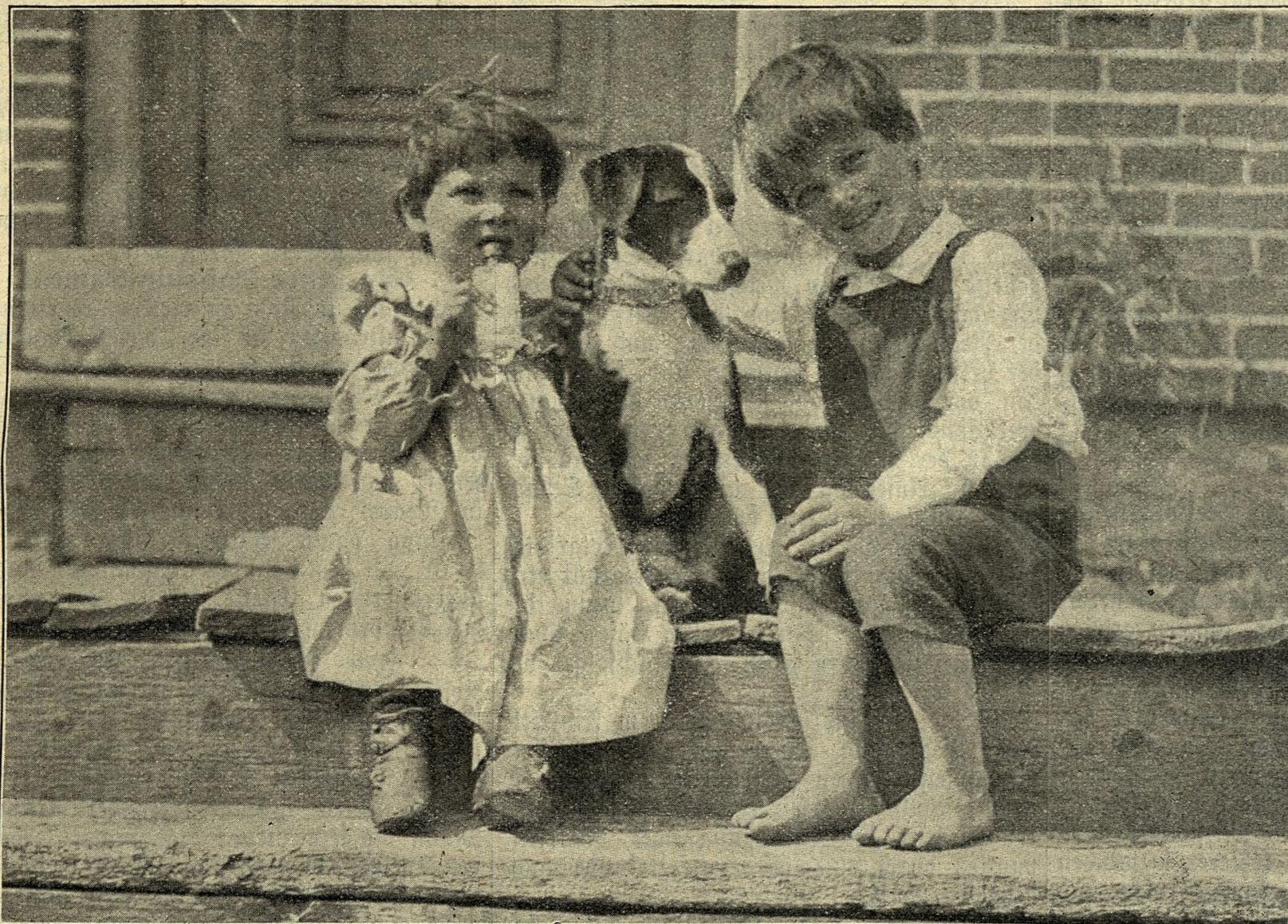
Im Gasthose „zum römischen Kaiser“ war ein russischer Fürst nebst Gemahlin und Tochter abgestiegen und nach einigen Tagen wieder abgereist. Drei Stunden später

Wirte Rache. Nach Verbüßung der Strafe verschwand der Mann aus der Gegend. Mehrere Jahre waren vergangen. Der Kutscher des Gasthofes hatte sich verheiratet und hatte nach einiger Zeit einen Spezereihandel gegründet. Er wurde zum Tode krank und auf dem Totenbette erklärte er vor Zeugen, daß er seinerzeit das Schmuckkästchen im Gasthose gestohlen habe, der Hausknecht Peter aber war unschuldig. Kurze Zeit darauf trat Hochwasser ein und drohte namentlich dem Gasthose „zum römischen Kaiser“ gefährlich zu werden. Im oberen Stock befand sich die Wirtin mit dem Töchterchen. Man hatte verschiedenes in Sicherheit gebracht und nun konnte niemand mehr das Haus erreichen und immer noch stieg das Wasser. „Das Haus

Die Traumdeuter.

Kaiser Karl V. war einmal bei einer Jagd von seinem Gefolge abgekommen. Er irrte längere Zeit im Gehölze umher und gelangte zu einem im Walde abgelegenen Wirtshause. Dort gedachte er zu rasten und trat in die Stube, in der es unheimlich aussah. Vier Männer mit trozigen Gesichtern und rauhen Bärten lagen auf dem Stroh. Der Kaiser befahl, ihm etwas zu trinken zu geben. Kaum hatte er aber den ersten Trunk getan, so stand einer der Männer auf, zog dem Kaiser den Ueberrock aus und sagte: „Mir hat geträumt, daß dieser Rock auch mich gut kleiden würde.“ Der zweite Mann riß ihm das Unterkleid herab, indem er sprach: „Mir träumte, daß dies Kleid mir passen würde.“ Der dritte

nahm ihm auf ähnliche Weise den Hut und der Vierte wollte ihm das Jagdhornentreißen, welches der Kaiser an einer goldenen Kette trug. „Nimm es nur“, sagte der Kaiser, „doch will ich dir zuvor zeigen, wie es gebraucht wird.“ Er setzte es an den Mund und bließ sehr stark zum offenen Fenster hinaus. Das kaiserliche Gefolge, das in der Nähe war, eilte rasch herbei und erstaunten, als sie den Kaiser halb ausgezogen erblickten. Die vier Räuber besiel ein gewaltiger Schrecken, als sie eine so zahlreiche Gesellschaft in die Wirtsstube eintreten sah. „Seht,“ sagte nun der Kaiser, „diese Leute haben alles geträumt, was sie wünschten; es ist nun Zeit, daß auch ich meinen Traum erzähle. Mir träumte, daß diese vier schlimmen Gesellen sämtlich am Galgen hängen und ich wünsche, daß dieses



Gute Freundschaft.

war im Gasthause ein Telegramm eingelaufen, daß die Fürstin ein Schmuckkästchen im Zimmer vergessen habe und das nach Nizza nachgeschickt werden solle. Der Wirt eilte sofort auf das Zimmer und ließ eine Haussuchung vornehmen, aber das Kästchen war nicht zu finden. Der Wirt telegraphierte zurück, daß es jedenfalls im Besitze der Fürstin sich finden müßte. Als aber ein zweites Telegramm vom Fürsten eintraf, das das Fehlen des Schmuckes konstatierte, wandte sich der Gasthofbesitzer an die Gendarmerie und ließ den Hausknecht Peter, auf welchen der Verdacht kam, verhaften. Peter beteuerte seine Unschuld; da aber einige Momente gegen ihn sprachen, wurde er zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Gefängnis schwur er dem

steht keine Stunde mehr,“ jammerte der Wirt Steinbach und rief laut um Hilfe und Rettung für Gattin und Tochter. Da trieb auf dem Wasser ein Rachen, der dem Hause zusteuerte. Nach kurzer Zeit befanden sich Mutter und Tochter im Fahrzeug, das von starker Hand dem Ufer zugesteuert wurde. Stürmisch wurde der wackere Retter begrüßt. Es war ein Matrose. Er aber wehrte alle Dankesbezeugungen des Wirtes ab. „Herr Steinbach,“ sagte er, „als ich vor Jahren auf Ihre Veranlassung zwei Jahre im Gefängnis sitzen mußte, schwur ich Rache. Ich bin Peter, Ihr ehemaliger Hausknecht, jetzt Matrose auf dem Schiffe „Elisabeth“. Heute kam der Tag der Rache. Ich habe Ihnen Ihre Frau gerettet und diese Rache ist süß; ich lasse sie mir nicht bezahlen.“

sofort vor der Tür dieses Hauses geschieht.“ Der Befehl kam jedoch nicht zur Ausführung, weil die Räuber nur als Gefangene abgeführt wurden.

Eine sonderbare Nottaufe.

Im Jahre 1852 hielt der Pfarrer zu Mex in der dortigen Pfarrschule Religionsunterricht und sprach über die Notwendigkeit des Sakramentes der hl. Taufe. Da sahen die Kinder mit eigentümlicher Besorgnis auf die kleine Esther, die, jüdischer Abstammung, während der Religionsstunde ihre Aufgabe machte, aber gleichwohl jedes Wort hörte. Kaum war diese zu Ende, so boten die christlichen Mitschülerinnen alles auf, um die kleine Esther zu bereden, sich taufen zu lassen. Die

kleine Jüdin war dazu bereit, aber ohne Zustimmung der Eltern konnte die hl. Handlung nicht vorgenommen werden. Der Pfarrer war unter keiner Bedingung dazu zu bewegen, den hl. Akt vorzunehmen, er gab den Kindern den Rat, für das Judenmädchen zu beten, denn die Eltern mochten von der Taufe absolut nichts wissen. Die Kinder, auch das Judenkind, waren untröstlich. Da fiel es einem Mädchen ein, daß der Pfarrer gesagt, im Notfalle kann jeder die Taufe vornehmen. Hier, sagten die Kinder, ist ein Notfall, denn die Seele des Mädchens ist in Gefahr. Ohne jemandem etwas zu verraten, bestimmten die Kinder unberufener Weise einen Tag, wo sie zu festgesetzter Stunde in der Kirche waren und ein Knabe, den sie in den Plan eingeweiht hatten, den Taufakt vornahm. Die Kinder fühlten sich ganz selig, dankten der Gottesmutter für ihren Schutz und gingen dann nach Hause, als ob nichts vorgefallen wäre. Estherchen aber freute sich, als ob sie auf einer anderen Welt wäre. Nach drei Tagen wurde das Kind krank und starb am siebenten Tage. Die Kinder hatten dem Pfarrer erzählt, was sie gemacht und da war nun guter Rat teuer. Es blieb nun nichts übrig, als daß der Pfarrer die Eltern verständigte, daß ihr nun totes Kind als Christ gestorben ist und er bat, daß es auch nach christlichem Brauch beerdigt werde. Die Eltern willigten schließlich ein und wenige Tage nachher meldeten sich die Eltern der Verstorbenen beim Pfarrer und baten selbst um christlichen Unterricht und um die Taufe.

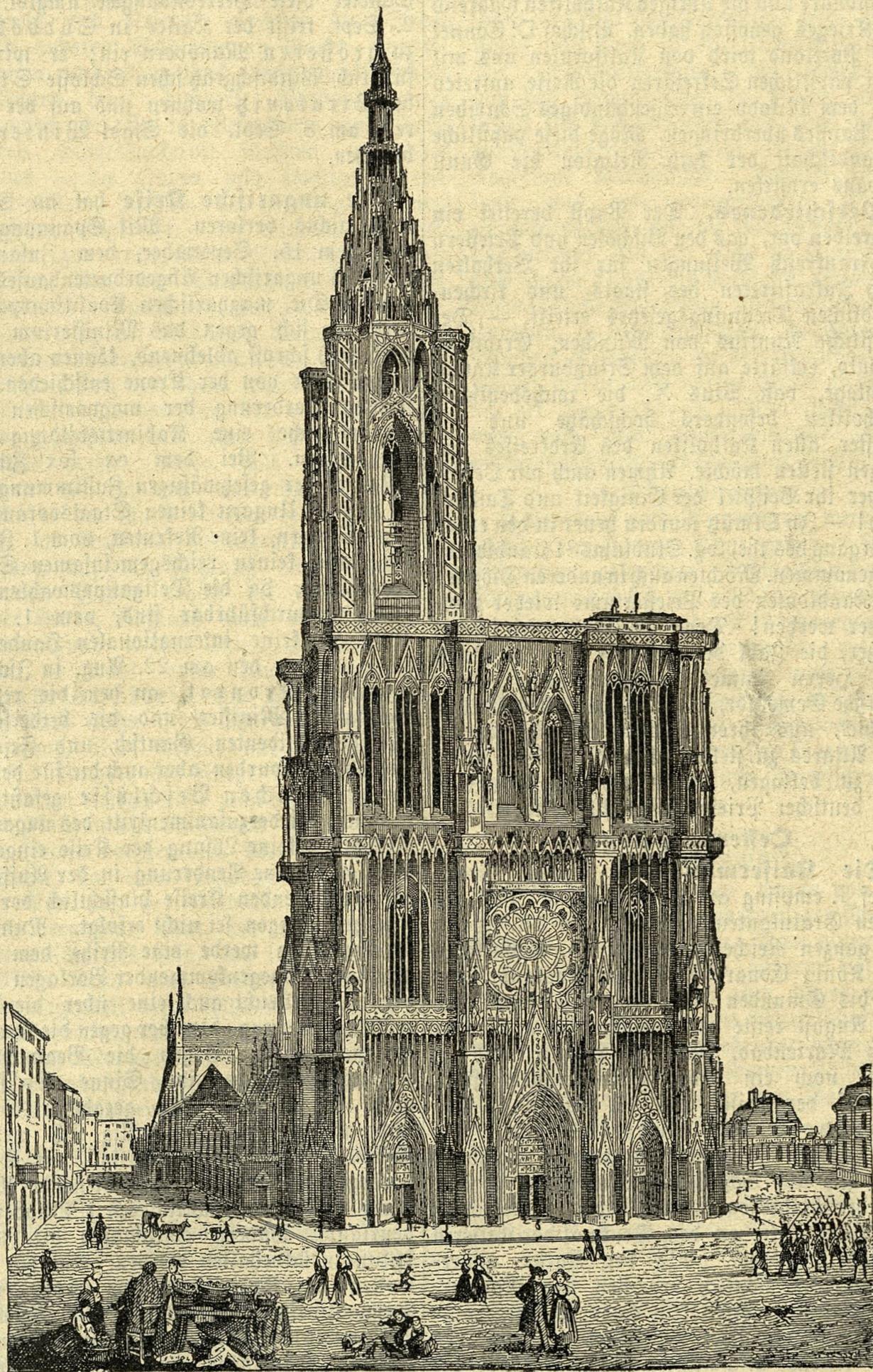
Das verbrannte Dokument.

Napoleon I. konnte auch großmütig sein, wenn er es wollte; dies zeigt folgender Vorfall. Ein Graf B., den er zu Rang und Würden erhoben hatte, verriet ihn aus Gründen, die nie bekannt geworden sind. Als Napoleon von seinem Treubruch erfuhr, veranlaßte er die sofortige Verhaftung des Schuldigen. Schon tags darauf sollte er vernommen und, da sein Vergehen sonnenklar zu Tage lag, verurteilt werden. Inzwischen erbat sich die Frau des Grafen eine Audienz, die der Kaiser ihr auch bewilligte. „Madame“, sagte Napoleon, „um Thretwillen tut es mir leid, daß Ihr Gemahl sich in eine Schuld verwickelt hat, die seine Undankbarkeit nur allzu unwiderleglich bloßstellt.“ „Vielleicht ist er so schuldig nicht, wie Eure Majestät anzunehmen geruhen,“ wagte die Gräfin zu erwidern. „Die Handschrift Ihres Gatten ist Ihnen jedenfalls bekannt,“ bemerkte der Kaiser, einen Brief aus der Tasche ziehend, den er schweigend der Gräfin überreichte. In dem Schreiben erkannte sie die Handschrift ihres Mannes und überwältigt von dieser Tatsache sank sie in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, sagte Napoleon: „Behalten Sie den Brief, Gräfin; er ist der einzige gesetzkräftige Beweis seiner Schuld; im Kamin hinter Ihnen ist ein Feuer angezündet.“ Die Gräfin verstand den Wink und warf das wichtige Schriftstück schleunigst in die Flammen. Zwar wurde dadurch das Leben des Mannes gerettet, doch seine Ehre war für immer verloren.

Beinahe ein Pfaff.

Der alte Pfarrer von W. war ein allbeliebtester Geistlicher und nebenbei ein guter Gesellschafter voll Humor und Witz. Nicht selten führte er auf einen groben Kloß einen

gar nicht viel, so wären Sie auch ein Pfaff!“ — Grobian: „Wie meinen Sie das?“ — Pfarrer: „Es fehlt Ihnen nur noch ein Pf!“ Schallendes Gelächter ertönte; der Bursche aber wurde rot und schwieg.



Münster in Straßburg.

Reil, der fest saß. So geschah es auch einmal in einem Eisenbahnwagen. Während nämlich der leutselige Pfarrer einstieg, erlaubte sich ein junger Bursche die Bemerkung: „Kommt schon wieder so ein . . . Pfaff!“ Lächelnd tritt der alte Herr an den Grobian heran und sagt zu ihm: „Hören Sie, es fehlt

Wiedersehen.

Wenn Nutler auseinandergeh'n,
Ist zweifelhaft das Wiederseh'n;
Wenn Frauen auseinandergeh'n,
So bleiben sie noch lange steh'n,
Wenn Freunde auseinandergeh'n,
So sagen sie: auf Wiederseh'n!

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Eine Sondergesandtschaft des Papstes nach Japan soll demnächst dem Mikado den Dank des hl. Vaters aussprechen für den Schutz, den die in Japan lebenden kath. Missionäre und die übrigen Katholiken während des Krieges genossen haben. Bischof D'Connell von Portland wird von Kalifornien aus mit zwei päpstlichen Sekretären die Reise antreten und dem Mikado ein eigenhändiges Schreiben des Papstes überbringen. Möge diese päpstliche Gesandtschaft der kath. Religion die Gunst Japans erwirken.

Verschiedenes. Der Papst bereitet ein Schreiben vor, das den Bischöfen und Priestern in Frankreich Weisungen für ihr Verhalten nach Inkrafttreten des staats- und kirchenfeindlichen Trennungsgesetzes erteilt. — Der päpstliche Nuntius von München, Erzbischof Caputo, erklärte auf dem Straßburger Katholikentage, daß Pius X. die reichsdeutschen Katholiken besonders hochschätze und als Muster allen Katholiken des Erdkreises vor Augen stellen möchte. Ahmen auch wir Oesterreicher ihr Beispiel der Einigkeit und Tatkraft nach! — In Olmütz wurden heuer in den ersten Jahrgang des theolog. Studiums 81 Kandidaten aufgenommen. Möchten auch in anderen Diözesen die Kandidaten des Priestertums wieder zahlreicher werden! Denn die Ernte wird immer größer, die Zahl der Arbeiter im Weinberge des Herrn immer unzureichender. Eine deutsche Gemeinde, die nicht mit allen Mitteln trachtet, aus ihren Söhnen würdige Diener des Altars zu stellen, hat auch kein Recht, sich zu beklagen, wenn aus Priestermangel kein deutscher Priester angestellt wird.

Oesterreich-Ungarn.

Die Kaisermanöver. Kaiser Franz Josef I. empfing am 15. August in Fühl als ersten Gratulanten zu seinem am 18. August im ganzen Reiche gefeierten 75. Geburtstag den König Eduard VII. von England, dem er bis Gmunden entgegengereist war; am 16. August reiste der englische König zur Kur nach Marienbad. Am 22. August fand in Fühl noch ein bedeutamer Kronrat statt, worauf der Kaiser am 26. August zu den Manövern nach Südtirol reiste. Auf der Hinfahrt stieg der Monarch in Salzburg aus, um auf Schloß Klesheim seinen 63jähr. Bruder Erzherzog Ludwig Viktor zu besuchen; der Weg führte an dem Denkmal der Kaiserin Elisabeth vorbei. Als der Kaiser unverwardt und sichtlich ergriffen das Marmorbild anblickte, blieb kein Auge bei dem zahlreich versammelten Publikum trocken. In dem festlich geschmückten Bozen wurde der Kaiser am 27. Aug. feierlich empfangen, vom Landeshauptmann Dr. Rathrein und dem Bürgermeister begrüßt, empfing kirchliche und weltliche Vertreter, hörte die hl. Messe und fuhr über die Mendel nach Komano, wo ihm große Ovationen und abends eine Höhenbeleuchtung bereitet wurde. Von einem Hügel bei Cles sah der Kaiser den Gebirgsmänövern zu. Er empfing von dem italienischen Generalleutnant Bissessi die Grüße des

italienischen Königs, wodurch dargetan werden sollte, daß diese Manöver nächst der Südgrenze keine kriegerische Demonstration gegen Italien sein sollten. Die Manöver gelten der Erprobung der 10.4 Zentimeter-Haubizen und vieler Erfahrungen, die der ostasiatische Krieg lehrte, weshalb sozusagen ein dichter Schleier diese Heeresübungen umgibt. Am 2. Sept. trifft der Kaiser in Südböhmen zu größeren Manövern ein; er wird im fürstlich Windischgrätz'schen Schlosse Stokna bei Strakonitz wohnen und auf der Rückreise am 8. Sept. die Stadt Winterberg besuchen.

Die ungarische Krise hat an Schärfe noch nichts verloren. Mit Spannung sieht man dem 15. September, dem Zusammentritt des ungarischen Abgeordnetenhauses, entgegen. Die magharischen Koalitionsparteien verhalten sich gegen das Ministerium Fejervary noch schroff ablehnend, können aber selbst wegen ihrer von der Krone entschieden abgelehnten Forderung der magharischen Kommandosprache eine Kabinettsbildung nicht übernehmen. Bei dem ex lex Zustande (Mangel der gesetzmäßigen Zustimmung) gibt es nun in Ungarn keinen Staatsvoranschlag, keine Steuern, keine Rekruten, vom 1. Jänner 1906 auch keinen reichsgemeinsamen Staatsvoranschlag, da die Deligationswahlen vorläufig undurchführbar sind, vom 1. März 1906 an keine internationalen Handelsverträge. Ueber den am 22. Aug. in Fühl abgehaltenen Kronrat, an dem die reichsgemeinsamen Minister und die beiderseitigen Ministerpräsidenten Gautsch und Fejervary teilnahmen, wurden aber auch die für den Fall erforderlichen Beschlüsse gefaßt, daß bis zum Wiederzusammentritt des ungarischen Reichstags keine Lösung der Krise eingetreten sein sollte; eine Aenderung in der Auffassung der maßgebenden Kreise hinsichtlich der militärischen Fragen sei nicht erfolgt. Nun heißt es, Fejervary werde eine Reihe dem Lande günstiger, entgegenkommender Vorlagen unterbreiten, vielleicht auch eine über die Wahlrechtserweiterung, die aber gegen die Koalition gerichtet wäre. Gegen die Beamten der Komitate, welche im Sinne Kossuths auch die freiwillig gezahlten Steuern nicht abführen und freiwillig sich meldende Rekruten nicht abfertigen, soll mit Strenge vorgegangen werden. Die dienende Mannschaft wird voraussichtlich am 1. Oktober nicht beurlaubt, sondern gesetzmäßig bis Jahreschluß zurückbehalten werden. Am 15. Sept. wollen die Sozialisten eine große, ruhige Demonstration zugunsten des allgemeinen Wahlrechts abhalten, was Minister Kristoffy ohnehin beantragen will. Leider hat der Unterrichtsminister eine alte Verordnung erneuert, wonach in allen Schulen Ungarns den Schülern auch die Kenntnis der magharischen Sprache beigebracht werden müsse. Die radikalen Magyaren heken weiter; die Volkshymne führt, weil sie 1849 bei der Hinrichtung der Aufrihrer gespielt wurde, einen Schimpfnamen, tausend magharische Lehrer haben bei einem Ausfluge nach Semlin die schwarzgelbe Fahne zerfetzt, an der die Be-

wohner Kroatiens und der einstmaligen Militärgrenze festhalten. Ob Verblendung die unblutige Revolution noch in etwas anderes überführen will? Warnend haben mehrere ungarische Bischöfe und Tisza ihre Stimme erhoben.

Die Teuerung verschiedener Lebensmittel hat sich noch gesteigert, nur die Preise für Mehl, Getreide, Gemüse, Zucker und Kartoffel sind günstiger geworden. Dagegen protestiert alles gegen die Fleischteuerung, der nur ein mangelhaft organisierter Einkauf oder aber Spekulation, nicht aber eine wirkliche Fleischnot zugrunde liegt; werden ja doch zudem den Bauern keine zu hohen Viehpreise von den — Zwischenhändlern gezahlt. Für Abhilfe hat die Wiener Stadtvertretung bekanntlich, vorläufig im Verein mit einer Aktiengesellschaft, eine städtische Großschlachtereie errichtet und in der vorletzten Augustwoche 3 Fleischstände in Brigittenau, Favoriten und Ottakring eröffnet, die von den Hausfrauen massig besucht wurden; jeder Stand verkaufte am ersten Tage gegen 2000 Kilo und zwar um 20 - 30 Heller billiger. Auch um Äpfel, nicht aber um Milch hat es heuer not.

Verschiedenes. Der am 11. Dez. 1904 von den Christlichsozialen gegründete tiroler Bauernbund hat sich nun über fast alle Gemeinden Deutschtirols verbreitet und zählt schon 15.000 Mitglieder. — In Aisch wurde der Schöneberger Abg. Dr. Bareuther beerdigt; für ihn wollen die Protestanten den Aischer Bürgermeister Schindler kandidieren. — Im Landgemeindenbezirke Klagenfurt-Bölkermarkt findet am 10. Oktober die Ersatzwahl für den Reichsratsabg. Tscharre statt. Im Znaimer Bezirk habert man um den Nachfolger des verstorbenen Abg. Bemsel. Für die fünfte Kurie des Reichenberger-Gabel-Friedland-Kumburg-Schluckenauer Bezirkes haben die Sozialisten anstelle des zurückgetretenen Abg. J. Hannich den Wiener Dr. Adler aufgestellt, der nach seinem Wiener Durchfalle vor Torschluß des Reichsrates in diesem ihm ziemlich sicheren Bezirke aufgestellt werden soll; greifen aber die Christlichsozialen und die anderen Parteien energisch für eigene Kandidaten ein, dann würde ihm trotz der Begünstigung Reichenberger Judenliberalen kaum die Mehrheit zufallen. — In Schluckenau fuhr am 20. August ein Kumburger Personenzug infolge falscher Weichenstellung auf einen Lastzug; es wurden einige Personen verletzt, aber niemand getötet. Gleichwohl schoß sich sofort in der Annahme eines schrecklichen Unglücks der diensttuende Aspirant Ulbrich, der die Weichenstellung nicht inspiert hatte, eine Kugel in den Kopf, die ihn Zeitlebens um das Augenlicht bringen dürfte. — Große Brände gab es letzter Tage besonders in Ungarn: in Schmöllnitz (Bips) brannten am 27. und 28. Aug. 165 Häuser samt zwei Kirchen und dem Rathaus ab, der Ort Sipfo (bei Trentschin) ist fast ganz, in Temes-Beka sind 16 Häuser eingäschert. In Lovcic (Mähren) fand am 21. Aug. eine Frau Sklenarsch mit zwei Enkeln den Tod in den Flammen, während der Vater bei der Waffen-

übung weite. — Der christlichsoziale Arbeiterparteitag in Salzburg verlief sehr eindrucksvoll; die amtliche Statistik verzeichnet über 144.000 christlich organisierte Arbeiter in Oesterreich.

Deutschland.

Die deutsche Kolonialpolitik in Deutsch-Südwest- und Ost-Afrika steht vor dem Zusammenbruch. Die letzten Nachrichten lauten sehr ernst. Die Lage wird immer bedrohlicher. Oberleutnant Paasche hatte mit einer feindlichen Abteilung, die 1000 Mann stark war, zu kämpfen. Die Aufständischen erlitten zwar eine empfindliche Niederlage, dennoch dehnt sich der Aufstand immer weiter aus. Weitere Verstärkungstruppen werden am 7. September dahin entsendet werden. Auch will man Sudanneger für die deutschen Schutztruppen anwerben. Am 19. August war die Vereinigung der deutschen Truppen zum Angriff auf Hendrick Witbooi, den Anführer der Hereros in Südwestafrika beendet. Man dürfte daher bald von neuen Kämpfen hören. Die Ursache der bisherigen Mißerfolge Deutschlands liegt außer der Planlosigkeit in der Kolonisation und der brutalen Behandlung der Eingeborenen in der Unfähigkeit des Protestantismus, wilden Völkern die wahre Kultur zu bringen, wie es die katholische Kirche getan und noch tut.

Frankreich.

Ein großer Zuckerkrach regt gegenwärtig Frankreich, das seit Jahrzehnten nicht mehr aus den Skandalen herauskommt, sehr stark auf. Den Anlaß bot die Insolvenz des Zuckerspekulanten Faluzot, der durch seine Millionenverluste auch das Riesen-Warenhaus „Printemps“ samt der damit verbundenen Sparkasse zum Falle brachte und den Konkurs zahlreicher Pariser Geschäftsfirmen verursachte. Nun hat ein gewisser Crosnier, Direktor der Zuckerraffinerie Say, seinem Leben durch Selbstmord ein frevelhaftes Ende bereitet, weil durch seine Spekulationen und den großen Preisfall des Zuckers an der Börse seine Firma große Verluste erlitten hat. Die Höhe des Defizits wird sehr verschieden angegeben, es soll 40 Millionen, nach anderen Meldungen gar 100 oder 200 Millionen Franks betragen. Dieses Falliment Crosniers wird die Insolvenz anderer französischer Firmen zur Folge haben. Wenn das so fortgeht und noch mehrere solcher Millionenbetrugungen hinzukommen, wie sie letzter Tage ein gewisser Galley bei einer Pariser Bank verübt hat, um mit seiner Geliebten nach Südamerika zu entfliehen, wo er aber in Bahia verhaftet wurde, dann wird der finanzielle Ruin die Folge der zunehmenden Religion und Gewissenlosigkeit in Frankreich sein. Da schreit man über den „Alerikalismus“ als Feind Frankreichs und verfolgt die Kirche, die Predigerin der Gewissenhaftigkeit, während doch die Gottlosigkeit die wahre Feindin Frankreichs und jedes Staates ist.

Rußland und Japan.

Die Friedensverhandlungen in Portsmouth haben am 29. August zum Friedensschlusse geführt: Die Bevollmächtigten

Rußlands und Japans haben die Friedensbedingungen unterzeichnet. Damit findet der schreckliche, 18 Monate dauernde Krieg sein Ende, wiewohl schon während der letzten 5 Monate die beiden Riesenheere in der Mandschurei, da von einem Entscheidungskampfe für beide Seiten zuviel abhing, einander untätig gegenüber standen. Zur Fortsetzung des Krieges mochten die Juden und anderen Geldleute in Paris, London, Berlin und New-York anscheinend beiden Mächten keine hunderte Millionen mehr pumpen, da sie in Petersburg und Tokio einen Staatsbankrott fürchten; gewonnen haben — die Juden und sonstigen Großkapitalisten. Rußland hat gewaltig an seinem Ansehen eingebüßt. Zur Stunde, wo diese Zeilen zur rechtzeitigen Drucklegung gehen müssen, liegt der Wortlaut des Friedensprotokolls noch nicht vor; nur soviel verlautete: Japan ging auf Rußlands Weigerung, keine Kriegsschadigung zu zahlen, ein, war also nachgiebig. Auch von dem eigentlich russischen Gebiete wollte der Zar, der auf seine Reserven gegenüber dem eher sich erschöpfenden Japan pochte, keinen Zoll abtreten, doch haben die Japaner nur die nördliche Hälfte der jüngst besetzten Insel Sachalin an Rußland zurückgegeben, ohne Berufung auf die Zahlung einer Rückkaufsumme. Japan erhält die Schutzherrschaft über Korea, Rußland muß die Mandschurei räumen und wieder China überlassen, von dem es wohl unter Anerkennung voller Handelsfreiheit eine Entschädigung für die teure Bahn über Charbin-Mukden nach Diaojiang, Port Arthur und Dalny fordern wird. Auch in der Frage betreffend die internierten Kriegsschiffe und der Einschränkung der Flottenmacht Rußlands im fernen Osten hat Japan nachgegeben. Wer den Krieg verursachte, hat eine furchtbare Verantwortung vor Gott und der Geschichte für das enorm viele vergossene Blut, für vernichtetes Gut und unsägliches Leid, das im Gefolge dieses größten Land- und Seekrieges gewesen ist. Wie ungezählt viele Witwen, Waisen, Eltern, Verstümmelte, um ihre wirtschaftliche Existenz gebrachte Menschen treten da wohl anklagend und verwünschend gegen den Schuldigen oder die Mitschuldigen auf!

Eine russische Volksvertretung einzuführen hat sich der Zar angesichts seiner Versprechungen und der inneren Unruhen entschlossen: Am 19. August erschien in Petersburg das bezügliche Manifest, welches die Wahl einer spätestens zum 15. Jänner 1906 zusammentretenden, 412 Mitglieder zählenden Volksvertretung („Gosfudarstwennaja“) anordnet. Diese zweiundsechzig Artikel umfassende Verlautbarung bietet aber keine konstitutionelle Regierung in unserem Sinne, sondern eine bloße Schein-Verfassung, ein Schein-Parlament, das keine entscheidende, sondern nur eine beratende Stimme hat. Man gibt dieses Manifest für einen historischen Wendepunkt in Rußland aus. Vielleicht ist es der Anfang zu einer späteren besseren Verfassung, vielleicht aber auch die Einleitung zu einer wirklichen Revolution. Befriedigt

würde durch diese Reform wohl niemand. Das Wahlrecht ist eng, für einige Gebiete, z. B. für Polen, behält sich der Zar überhaupt noch Bestimmungen vor, vorläufig ist Polen von der Volksvertretung ausgeschlossen. Ein hoher Steuerzensus ist zum Wahlrecht erforderlich; so werden in den Großstädten Petersburg, Moskau, Odessa nur je etwa 9000—12.000 Wahlberechtigte sein. Zwischen Stadt und Land ist ein Unterschied gemacht. Die „Volksvertretung“ hat Gesetzentwürfe und das Staatsbudget zu prüfen, der Zar behält sich das Vetorecht vor und bleibt der autokratische, durch keine irdische Schranke eingeeengte Machtfaktor. Freilich ist Rußland aus gar verschiedenen Elementen zusammengesetzt, und die Parlamente Europas sind neuerer Zeit gar nicht zu Einführungen nach ihrem Muster in Rußland verlockend. — Anarchistische Mordtaten und jüdisch-polnische Unruhen, so in Czestochau, Auffindung von Bomben, Ausstände (so der Bahnbeamten in Polen) waren auch vorige Woche in Rußland an der Tagesordnung. Nun fragt es sich, was nach dem Friedensschlusse und der baldigen Rückkehr der Soldaten geschehen wird.

Skandinavien.

Schweden und Norwegen werden demnächst ihre eigenen Wege gehen. Die von Schweden geforderte Volksabstimmung in Norwegen hat sich mit 365.997 Stimmen für die Trennung und nur mit 184 dagegen ausgesprochen. Der im September zusammentretende schwedische Reichstag wird sich daher wohl mit dieser Entscheidung abfinden und in die Auflösung des Unionsverhältnisses beider Staaten unter gewissen Garantien einwilligen. Norwegen sucht inzwischen schon nach einem neuen König.

Uebertrumpft.

Zwei polnische Juden waren von einem Kaufmann gelegentlich der Leipziger Messe zum Essen eingeladen worden. Dem einen Juden entfiel beim Dessert der silberne Löffel; er hob ihn auf, steckte ihn aber, da es nicht bemerkt wurde, in seinen Stiefelschaft. Der andere Jude hatte dies aber bemerkt und hätte auch gern einen silbernen Löffel gehabt. Beim Abschiede dankte er dem Gastgeber für die freundliche Ausnahme und gute Bewirtung und sagte demselben, er wolle ihm noch einen kleinen Spaß machen, er sei ein Taschenspieler. Er nahm den silbernen Löffel, steckte ihn in die Tasche seines Kastans, klatscht in die Hände: „eins, zwei, drei“ und sagt: „Jetzt ist der Löffel im Stiefel meines Kollegen.“ — Jedermann lacht, denn der Löffel wird natürlich am bezeichneten Orte gefunden. Schmunzelnd entfernte sich der Jude mit seinem verdutzten Kollegen.

Gut geantwortet.

Ein junger Mann wurde von einem Bekannten mit den Worten eingeführt: „Meine Herren und Damen! Ich stelle Ihnen Herrn W. vor, der durchaus nicht so dumm ist, als er aussieht.“ Der junge Mann gab sofort zur Antwort: „Das ist eben der Unterschied zwischen uns beiden!“

Missionswesen.

Aus Deutsch-Ost- und Westafrika.

Eine Trauerkunde kommt aus Deutsch-Südwestafrika: wieder ist eine Anzahl Missionäre ermordet worden. Räuberbanden in den Matumbibergen sind aufständisch geworden und hatten es besonders gegen indische und arabische Händler abgesehen. Sie griffen zunächst den nördlich von Kilwa gelegenen Ort Samango an. Dann dehnten sie ihre Plünderungen gegen Farmer und auf verschiedene europäische Niederlassungen aus. Nach Meldungen von Eingeborenen wurden Bischof Spies, Bruder Gabriel Sonntag, Bruder Andreas Scholzen, Schwester Felicitas Hiltner und Schwester Kordula Ebert auf der Reise zwischen Kilwa und Litwale ermordet. Der Bischof war durch das Bezirksamt nach Kilwa zurückgerufen und mehrmals ersucht worden, die Reise aufzugeben. Er erklärte aber, auf eigene Verantwortung reisen zu wollen. Der Gouverneur beantragte eine sofortige Verstärkung der Machtmittel. Die Ermordeten waren Mitglieder der St. Benediktus-Missionsgenossenschaft von St. Ottilien (Bayern), die 1899 in Pupu die erste Station gründeten. Neben diesen wirkten dort die Weißen Väter aus Trier. Auch dort hegt man schlimme Befürchtungen. P. Cassian Spies, Titularbischof von Ostracine, stammt aus der Diözese Brixen und ward am 12. Juni 1866 zu St. Jakob am Arlberg geboren. Er war in Tirol einige Zeit Weltgeistlicher und trat dann in das Stift St. Ottilien ein. Bestätigende und überhaupt nähere Nachrichten liegen hierüber noch nicht vor. Der Missionsbezirk des ermordeten Bischofs heißt „Südsanibar“ mit dem Hauptsitz in Dar es Salam und Niederlassungen in Kurasini, Lukuledi, Nyangao, Fringa, Madibia, Malangali, Peramihö, Rigonsera und Kwiwo.

Ueber das Missionswesen überhaupt und jenes in Deutsch-Ostafrika im besondern wurden auf der 52. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Straßburg vom 20.—24. August l. J. von berufenen Rednern verschiedene Referate erstattet. In der 2ten öffentlichen Hauptversammlung am 22. August führte u. a. der apostolische Präsekt von Deutsch-Südwestafrika, Pater Nachtwey, beiläufig folgendes aus: Die katholischen Missionen stehen im Dienste der Weltkirche, in deren Reich die Sonne nicht untergeht. Getreu den Worten des hl. Paulus: „Ich bin allen alles geworden“ und „Wehe mir, wenn ich die frohe Botschaft nicht verkünde“, so haben von den ersten Tagen der Kirche bis in unsere Tage die Missionen gewirkt. Ihnen verdankt Deutschland den Segen des Christentums, und wie Bonifatius, so ziehen heute unsere deutschen Missionen aus, in der Hand des Himmels Segen, auf den Lippen die ewige Wahrheit, im Herzen die zündende Gottes- und Nächstenliebe. In unseren katholischen Missionsgebieten leben heute 18 Millionen Katholiken; welche Opfer haben sie gekostet? Und doch wie klein ist diese Zahl, wenn wir bedenken, daß der Erdenball bei 1600 Millionen Menschen noch eine Milli-

arde Nichtchristen beherbergt. Das Werk der Missionen ist international und hierin liegt das Geheimnis seines Erfolges. Die allzustarke Betonung der Nationalität ist immer ein Krebschaden desselben gewesen. Und doch dürfen, ja müssen wir ein besonderes Interesse für die deutsche Missionstätigkeit haben, zumal sie unsere Liebe verdient, denn sie hat wacker gearbeitet. Redner kam alsdann speziell auf Deutsch-Südwestafrika, wo leider heute die Früchte einer achtjährigen Tätigkeit vernichtet worden sind. Das Land ist 1 1/2 mal so groß als Deutschland selbst. Nur das Christentum, welches die Eingeborenen zur Arbeit erzieht, kann uns gute Bürger erziehen, nicht die eiserne Gewalt, welche zur Empörung reizt. Den Beweis haben unsere katholischen Neger in dem jetzigen Kriege geliefert, alle sind treu zu Deutschland gestanden, keiner hat sich dem Aufstande angeschlossen, sie kämpften treu in den Reihen der deutschen Soldaten und haben keinen Farmer geplündert, keinen Weißen ermordet. (Bei den dortigen protestantischen Missionen zeigte sich bedauerlicherweise dieser Erfolg nicht. Anm. d. Red.) Unser Kaiser hat dafür seine hohe Anerkennung gezollt. Wir erziehen unsere Neger zu treu katholischer, aber auch zu treu deutscher Gesinnung. Unterstützen Sie uns in diesem Werke, denn „von allen göttlichen Werken ist das göttlichste, mitzuwirken am Heile der Seelen.“

* * *

In Afrika handelt es sich aber auch heute im Ganzen weniger um die Gefährdung des Christentums durch das Heidentum, als durch den Islam. War doch schon einst vor dem Halbmond ein großer Teil Afrikas katholisch — man zählte dort 700 Bischöfe, auch schwarze Bischöfe bis vom Kongo. Das eingerissene Sektirerwesen hat als Strafe die Geißel des Halbmonds erhalten. Wir Katholiken müssen uns gewiß zunächst um die Erhaltung und Förderung des Katholizismus vorzüglich in unseren Familien, in unseren heimatischen Gauen kümmern, dürfen aber auch der Ferne nicht vergessen. Hätten die Apostel nur an Palästina gedacht, so wäre das Christentum noch lange nicht zu uns gekommen, und auch die Missionäre aus England und Irland, die zu unseren Altvordern kamen, wären bei engherziger Beschränkung auf ihre Heimat uns fern geblieben. Gebet und Gaben tun darum für nah und fern im Missionswesen not. Der inländische Bonifatiusverein für Deutschland und Oesterreich, zunächst für die unter Andersgläubigen zerstreut lebenden (Diaspora-)Katholiken bestimmt, hat voriges Jahr 3 1/2 Millionen Mk. eingenommen, in seinen ersten 25 Jahren 6, in den letzten 25 Jahren 28 Millionen. In den letzten 3 Jahren allein ist er an den Bauten von 400 Kirchen, 45 Schulen, 60 Missionshäusern und Kommunitenanstalten beteiligt, aber es bleibt noch sehr viel zu tun übrig: für die nächsten 3 Jahre allein sind, wie Professor P. Dr. Diefes S. J. ausführte, 150 Kirchen und Kapellen, 88 Missionshäuser, 73 Missionsstellen, 64 katholische Schulen verlangt. Da ist Hilfe notwendig! Wie am 22. August

in Straßburg P. Alban Schachleiter (Bragemaus) erwähnte, wurden die vorzüglich die Kenntnis unserer herrlichen katholischen Glaubenslehre darlegenden Blätter „St. Bonifatius“ im letzten Jahre in 800.000 Exemplaren verbreitet.

Erziehungswesen.

Fördernde Einflüsse.

Luft, Licht, Wärme, Wasser können Pflanzen auf längere Dauer nicht entbehren. Am Saume der Gärten sehen wir oft abgeschnittene Äste zusammengestapelt und darunter hohes, gelbes Gras, es liegt dort wohl warm und feucht, aber es fehlen ihm Luft und Licht, darum auch das frische Grün und Blüten. Ähnliches sieht man an den zum späteren Aussetzen zc. bestimmten Gemüsepflanzen, welche die Hausfrauen den Winter über „einkellern.“ Wo alle obigen Bedingungen fehlen, können die Pflanzen nicht einmal ein kümmerliches Dasein fristen, sie sterben ganz ab.

Das Kind und überhaupt die christliche Jugend werden gar oft mit Pflanzen verglichen, deren Gärtner und Pfleger die Eltern, die Lehrer und die Gesellschaft sind. Der starke Baum bedarf keiner Einfriedung und keines Pfahles mehr, obschon auch er allein und schutzlos gelassen nicht gegen alle Mager und gegen alle Orkane gefeit ist. Doch die junge, zarte Pflanze und das kleine Bäumchen bedürfen des wohlgehegten Beetes und der sicheren Umfriedung; sonst werden sie gebeugt, zerbrochen, abgenagt, vom Unkraut überwuchert. Das spricht für die ernste häusliche Pflege und eine sorgsame Schule für die Jugend, die aufsichtslos auf der Gasse, im Strudel des öffentlichen Marktlebens mißrät.

Soll die christliche Jugend rein erhalten werden und recht blühen und gedeihen, dann muß jeder Kinderfreund und Förderer derselben ihnen auch das klare Sonnenlicht katholischen Glaubens, die reine Luft religiöser Erziehung und braver Gesellschaft, die Wärme christlicher Liebe und guten Beispiels, den kräftigenden Regen praktischer Religionsübung geben. Vater und Mutter sind die ersten Gärtner, denen Gott seine kleinen unschuldigen Lieblinge anvertraute und denen die Kirche in Sakramente der Ehe nach Gottes Anordnung das Recht, den Beruf und die Gnaden zur rechten katholischen Kindererziehung bietet. Mit der sorgsamten Pflege der körperlichen und geistigen Anlagen der Kleinen verbinden liebende Eltern das Gebet um Gottes Schutz und Erleuchtung im hehren Erziehungswerke. Und wenn sie die Kinder vielleicht teilweise aus ihrer Obhut entlassen und zu weiterer Ausbildung in bürgerlichen und kirchlichen Kenntnissen der ihr Elternhaus vertretenden und ergänzenden Schule anvertrauen, beten sie um gute Lehrer und gute Katecheten und unterstützen die Schule in jeder Weise. Mit dem Stimmzettel wählen darum christlichgesinnte, aufgeklärte, pflichtbewusste Eltern nur solche Teilnehmer an der gesetzgebenden Gewalt in Staat und Land, Bezirk und Gemeinde, die es in nationalpolitischer,

wirtschaftlicher und religiöser Hinsicht gut mit dem christlichen Volke meinen und den Christenkindern auch christliche Schulen und christliche Lehrer zu geben, beziehungsweise zu erhalten trachten. Wie ein Eissturm muß es das Gemüt christlicher Eltern berühren, wenn sie Zeitungen und Volksvertreter und Aufrufe jetzt dafür agitieren sehen, daß unser österreichisches interkonfessionelles Schulgesetz, welches doch ohnehin in praktisch-pädagogischer und religiöser Hinsicht samt den Pädagogien nach dem Urteile erfahrener christlicher Schulmänner verbesserungsfähig ist, noch verschlechtert und daraus aller und jeder Religionsunterricht nach französischem und italienischem Freimaurermuster verbannt werden soll. Und für eine religionslos zu machende Schule soll das arme christliche Volk, das sie doch zahlen und die Kinder hineinschicken muß, noch größere Steueropfer bringen! Diese Religionslosigkeit, also die verschlechternde Abänderung unseres Reichsvolksschulgesetzes strebt der von Juden, Freisinnigen, Volklichen und Sozialisten angepriesene neue Verein, der sich „Freie Schule“ nennt, an, und diesem Verein wurde unlängst auch auf der in Trautenua abgehaltenen Hauptversammlung des deutschen Landeslehrervereines Böhmens durch den Abgeordneten Wegler das Wort geredet. Leider stimmte die Mehrheit der Versammelten ihm zu oder sie getraute sich doch fast nicht dagegen aufzutreten. Als darauf der Gantag christlichdeutscher Männervereine Nordböhmens am 13. August in Altehrenberg dies tadelte, wurde er noch als schulfreundlich von den liberal-volklichen Blättern angegriffen, die sogar im Verein mit der Trautenuaer Versammlung heftig gegen katholische Lehrer, gegen katholische Lehrervereine und gegen katholische private Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten Stellung nahmen und deren Boykott forderten. Da fragen wir aber denn doch: Ist das freiheitlich oder nicht vielmehr terroristisch? Sind die Christenkinder da, um unchristlich und ohne Religion in der Schule erzogen zu werden? Ist nicht derjenige ein Feind des einst von Freisinnigen doch so gepriesenen österr. Volksschulgesetzes, der es dadurch gründlich abändert und verschlechtert wissen will, daß die Religion aus den Unterrichtsgegenständen gänzlich ausgeschaltet werden und sogar das Privatunterrichtswesen verboten oder boykottiert werden soll?

Gesundheitspflege.

Erholung und Vergnügen.

Eine sehr große Zahl von Menschen leidet in unserer Zeit an nervöser Empfindlichkeit und Kränklichkeit, Mißlaune, Eingenommenheit des Kopfes, Verdauungsträgheit, Herabstimmung der Energie und der Lebensfreude, kurz an einer sehr lästigen Herabstimmung der Lebenskraft und körperlichen und geistigen Tüchtigkeit. Zum guten Teile sind an der Nervosität ja die Sorgen des Erwerbes und des Lebens im allgemeinen schuld; den größten Teil der Schuld daran aber trägt die Art und Weise, wie wir moderne Menschen uns die zur Auffrischung unserer Kräfte nötige

Erholung zu verschaffen pflegen. Wir machen es da, wie der Mann, der unter der Brücke im Wasser unten durch anstatt über die Brücke fahren will, um ans andere Ufer zu kommen. Der müde gearbeitete Mensch braucht am Abend glückliche Ruhe am heimischen Herde, einen Schnapper frische Luft, ein stärkendes Bad, einen reichlichen Schlaf.

Was tut aber der Mann von heute? Kommt er müde von den Sorgen und Arbeiten des Tages endlich zurück in den Kreis der Familie, so kann er nicht schnell genug sein Nachtmahl bekommen, um gleich darauf in das Wirtshaus zu wandern und sich dort mit Bier, Kartenspiel, aufregenden Gesprächen über Politik u. s. w. in einer von Tabakqualm erstickend gemachten Luft bis gegen Mitternacht und darüber aufzuhalten. Die müden Nerven werden nicht beruhigt, dürfen sich nicht ruhend erholen; nein, sie werden künstlich wieder aufgepeitscht, und der Mann fühlt sich auch ganz wohl dabei, bis er zu später Stunde mit seinem Alkoholbusel heimtätigt und ins Bett sinkt, stumpfsinnig wie ein Stück Holz. Am Morgen aber, dann hat er nicht gut geschlafen, der Kopf ist schwer, die Glieder von einer gewissen Schläffheit befangen. Kurz, er ist nicht weniger als ausgeruht und in diesem Zustande geht es wieder in die schwere Tagesarbeit hinein. Wo soll da die Gesundheit bleiben?

Am schlimmsten aber treibt man an den Sonntagen. Der Sonntag soll zur religiösen Sammlung und zur körperlichen und geistigen Erholung dienen. Aber seht euch nur die Leute am Montag morgens an, wenn sie zur Arbeit kommen, wie sie sich erholt haben. Sie haben sich mit lauter tollem Genuß und Vergnügen am Sonntag so unvernünftig abgehetzt, daß sie am Montag früh eigentlich alle als Patienten anzusehen sind, die man nach Hause schicken sollte, damit sie sich einmal tüchtig ausschlafen oder ihren „Kater“ verlieren möchten. Der Tag, welcher zur Erholung dient, wird so schlecht benützt, daß der Mensch von heute eigentlich immer die ganze folgende Woche wieder nötig hätte, um sich von dem Uebermaß des Trinkens und der lärmenden Belustigungen zu erholen, mit dem er am Sonntag seine von der Woche müden Kräfte aufgestachelt und bis zur Neige vollends ausgeschöpft hat, so daß er ausgepumpt an Nervenkraft und arm an Arbeitsfähigkeit wie ein Bettler an Brot in die neue Arbeitswoche eintritt. Ein solcher Mensch arbeitet mit einem beständigen Defizit an seiner Lebenskraft. Er macht auf dieselbe fortwährend Schulden, die er nicht mehr herabbringt. Schließlich ist sie völlig aufgebracht, er wird siech und krank. Die Nervosität schlägt in wirkliche Schwäche um. Dazu hat man bei den ewigen Vergnügungen und Bechereien sein Geld durchgebracht und wenig Ersparnisse gemacht, und nun ist der Jammer groß. Möchten doch die modernen Menschen wieder das stille Glück schätzen lernen, das ein trautes Heim bietet, eine gemüthliche Liebhaberbeschäftigung am Abend, ein ruhiger Spaziergang in Wald und Feld. Viele würden sich

bald wohler fühlen. Solange aber der moderne Mensch sein Glück darnach abschätzt, wieviel Liter Bier er sich täglich und besonders am Sonntag gönnen und wieviel spektakelhafte Festlichkeiten und Unterhaltungen er mitmachen kann, Erholungen, die den Geist nie zu sich selbst, nie zum vernünftigen Nachdenken und Sinnen kommen lassen und aus der Menschheit eine oberflächlich denkende, oder ganz gedankenlose, blind dem lärmenden Vergnügen nachdrängende Masse machen, solange kann er kein wahres Glück mehr haben. Das wahre Glück ist nun einmal kein Ding, das mit dem Literkrug ausgemessen wird oder das im Lärm der Welt gedeiht, es ist eine stille Pflanze, die ihre ganz eigene Pflege haben will und um die man vor allem einen Zaun machen muß gegen die laute, lärmende, sinnlos schwelgende Welt. Diese gibt kein Glück, sie kann es nur stehlen und zerstören.

Für Haus und Küche.

Das Waschen von Obst und Gemüse vor dem Genuße wird leider immer noch recht oft versäumt, trotzdem es nicht nur geradezu ekelerregend, sondern auch nach der gesundheitlichen Seite bedenklich ist, Obst und Gemüse ungewaschen auf den Tisch zu bringen. Staub, Verunreinigungen durch das Berühren schmutziger Hände beim Pflücken, beim Verpacken, beim Verkauf können die gefährlichsten Krankheiten übertragen; darum werde alles Obst und Gemüse vor dem Genuße sorgfältig gereinigt. Auch die Gemüse, mögen sie noch so sauber aussehen, sind vor dem Kochen kurz aber energisch durchzuschwenken. Ein längeres Einweichen der Gemüse in Wasser, welches gewöhnlich der Brauch ist, vermindert dagegen sowohl den Nährwert als auch den Wohlgeschmack derselben.

Topfenocken. 25 Deka geriebenen Topfen verrührt man mit 3 Deka Butter, 3 Eiern, Salz und $\frac{1}{4}$ Liter Mehl, legt davon große Nocken in 5 Deka Rindschmalz mit 6 Eßlöffel voll Wasser aufgekocht, dreht sie zu, und röstet sie, bis sie prasseln. Wenn sie fertig sind, gibt man 3 Eßlöffel sauren Rahm darauf und richtet sie bald an. Oder man gibt zuletzt einige Löffel voll Milch darauf und bestreut sie beim Anrichten mit Zucker.

Löffelfleisch. Man schneidet Braten- oder Fleischreste und Sardellen nudelig, gibt erstere in heiße Butter und kocht sie mit den Sardellen und dem Rahm auf. Dann legt man ein mit Butter ausgestrichenes Kasseroll mit warmen Erdäpfelscheiben aus, schichtet das Fleisch mit solchen unterlegt hinein und gibt zuletzt zerlassene Butter und sauren Rahm darüber. Gebacken stürzt man es und gibt den Rest der Sauce separat dazu.

Schweinszunge mit Limonensaft. Eine gesottene Zunge schneidet man nach der Länge auseinander, spickt sie auf der geschnittenen Seite mit Speck und bratet sie bei jäher Oberhitze, damit der Speck Farbe bekommt und betropft sie fleißig mit Butter, Limonensaft und Suppe.

Gemeinnütziges.

Gegen Gliederleiden. Man nimmt zwei Hände voll klein geschnittenes Rummelstroh, gibt es mit 4 Maß Wasser über's Feuer, läßt es auf eine Maß einsieden und wäscht damit täglich die Glieder abwärts. Dies ist namentlich für kränkliche Kinder gut, die an Skropheln oder der englischen Krankheit leiden; es stärkt sehr wirksam.

Praktische Winke für das Pflücken des Obstes. 1. Lege die Leiter von der Seite zwischen die Zweige an. Andernfalls werden Sommertriebe abgebrochen. 2. Biege das Kernobst beim Brechen nach oben. Andernfalls können die Fruchtzweige fürs nächste Jahr abgerissen werden. 3. Tritt lieber „strümpfig“ auf die Aeste des Baumes, als mit genagelten Stiefeln. Man rutscht auch weniger leicht aus, und die Stammrinde wird nicht verschunden. 4. Mache nicht zu viel unnötige und unvorsichtige Bewegungen hin und her, vor- oder rückwärts, wenn du in den Zweigen drin steckst. Auf diese Weise wird mancher Zweig abgebrochen.

Most Senf. $\frac{1}{8}$ Pfund grünes, $\frac{1}{4}$ Pfund gelbes Senfmehl werden mit $\frac{1}{2}$ Schoppen kochenden Wassers angerührt und dann so viel des Weinmostes dazugegossen, als zur Konsistenz des Senfes nötig ist.

Hart gewordenen Samt weich zu machen. Als bestes Mittel, den von Regen benetzten und gehärteten Samt wieder zu weichen, empfiehlt man den Samt auf der Rückseite zu befeuchten und ein heißes Eisen darüber zu führen. Die Hitze verwandelt das Wasser in Dampf, welcher durch die Oberfläche des Samtes zieht und hierbei die verwirrtten und zusammengeklebten Fasern trennt. Man beachte, daß der Samt nicht gebügelt werden darf, vielmehr muß das Eisen festgehalten und der geseuchte Samt mit seiner Rückseite über dasselbe geführt werden.

Für den Landwirt.

Vorsicht beim Einkauf der Kleie.

Leider nehmen die Müller, so schreibt die „Landw. Genoss. Ztg.“ für sich das Recht in Anspruch, Spreu, Unkraut, Rehricht usw., was vor dem Vermahlen beim Trieuren des Getreides entfällt, wieder der Kleie zuzusetzen, durch welche Verunreinigungen die Tiere, die man damit füttert, nicht nur betrogen, sondern auch zuweilen gesundheitlich geschädigt werden. Tatsächlich sind viele Müller der Meinung, es sei kein unbilliges Verlangen, den Auspuß der Kleie wieder zuzusetzen, sie bekämen das Getreide in ungereinigtem Zustande von den Landwirten, und daher sei es gerechtfertigt, diesen ihren Schmutz und Auspuß zurückzugeben. Die Sache liegt aber doch anders. Wenn ein Müller Getreide kauft, so sieht er zunächst, ob dasselbe genügend gereinigt ist. Ist dies nicht der Fall, so weist er es zurück oder macht einen entsprechenden Abzug; er kann sich also beim Getreideeinkauf vor Schaden schützen. Anders dagegen, wenn der Landwirt Kleie bezieht. Er kann dieselbe nicht ansehen, ob, wie es vorgekommen, 20

Prozent erdige Bestandteile, 10 Prozent Unkrautsamen, Reispelzen usw. darin sind er wird also in den meisten Fällen schwer geschädigt, wenn er nicht unter Garantie kauft und jede Sendung untersuchen läßt. Die größeren Landwirte können sich hierdurch wohl schützen, auch Mitglieder von Genossenschaften, welche gemeinsam größere Posten kaufen. Der kleine, alleinstehende Landwirt jedoch füttert oft eine Kleie, die erschreckende Mengen von Zusätzen der verschiedensten Art aufweist. Im Uebrigen gibt das Getreide nur mäßige Mengen Auspuß und ist meist genügend gereinigt. Anders steht es mit dem ausländischen Getreide, welches oft mit sehr großen Massen von Unkrautsamen vermischt ist. Da diese mit der Kleie nicht verdaut werden und mit dem Dünger aufs Feld gelangen, so wird der Landwirt zum zweiten Male empfindlich geschädigt.

Aus den vorstehenden Ausführungen erhellt, wie vorsichtig der Landwirt auch beim Einkauf der Kleie heutzutage sein muß, wenn er nicht gründlich übers Ohr gehauen werden will. Es ist sehr bedauerlich, daß durch derartige unredliche Machenschaften gerade der kleine, vielfach schutzlose Landwirt am meisten getroffen wird. Warum schließen sich aber diese alleinstehenden und des Schutzes doppelt bedürftigen Landwirte den Genossenschaften, die ja doch in fast allen Gemeinden bestehen, nicht an? Dann haben sie doch die Gewähr, daß ihnen gute Ware zu mäßigen Preisen geliefert wird. Aber gerade der Preis ist es, der den kleinen Mann am meisten irremacht. Bietet der Händler billiger an, so fragt man häufig nicht einmal nach der Güte der Ware; Kleie ist Kleie, heißt es dann, gerade so, wie jüngst ein Winzer gelegentlich der gemeinsamen Bestellung von Thomasmehl, als ein Händler weit unter den von der Genossenschaft geforderten Preis herunterging, die „geistreiche“ Bemerkung machte, „Thomasmehl ist Thomasmehl, es ist alles derselbe Dreck“. Daß der Händler nur sechs Prozent citratlöslicher Phosphorsäure gewährleistete, die Genossenschaft dagegen 16 Proz. zitronensäurelösliche Phosphorsäure, das zog der Pfiffikus nicht in Betracht.

Buntes Allerlei.

Frage und Antworten.

Worin gleichen die Frauen den Lichtern? — Beide wollen gepußt sein und beide leuchten, wenn sie gepußt sind. Pußt man sie jedoch zu stark, dann gehen sie oft aus. Welcher Unterschied ist zwischen der französischen Akademie und einem Atheisten? — Jene gibt die höchsten Preise, dieser gibt den Höchsten preis. Worin treffen Wagen und Magen zusammen? — Beide brechen leicht, wenn sie überladen sind.

Eine gute Quittung.

Ein Arzt präsentierte dem Testamentsvollstrecker eines seiner verstorbenen Patienten, einem ungalanten Witzbold, die Rechnung und fragte: „Wünschen Sie, daß ich meine Rechnung beschwöre?“ — „Nein,“ erwiderte

der Testamentsvollstrecker, „der Tod des Verstorbenen beweist zur Genüge, daß Sie ihm ärztlichen Beistand haben angeheißen lassen.“

Eine Anspielung.

Als Napoleon nach der Schlacht bei Eulau das mit aufgetürmten Leichen und mit Schnee bedeckte Schlachtfeld beritt, auf welchem tief eingefrorene Blutleichen sich befanden, und sein ganzer Generalstab vor dem Unblich zurückschauderte, blieb er allein unbeweglich, und als das Pferd eines seiner Generale sich vor einem Leichenhaufen russischer Grenadiere scheute und bäumte, sprach er bloß die Worte: „General! Ihr Pferd ist eine Memme!“

Lustige Ecke.

Ökonomisch. Mann (mißmutig): „Nun hast Du doch den Hut zu dreißig Mark genommen; der zu zwanzig war ja bedeutend hübscher!“ — Frau: „Beruhige Dich, Männchen, den habe ich ja auch genommen!“

Wettbewerb. „Mein Fräulein, ich bin in Sie bis über die Ohren verliebt!“ — „Aber das hat mir mein Vetter auch schon gesagt!“ — „Ja, aber ich hab' längere Ohren!“

Der kluge Moritz. Lehrer: „Nicht wahr, die Erde hat zwei Pole?“ — „Ja.“ — Lehrer: „Nun, wie heißen diese Pole?“ — Moritz schweigt. — Lehrer: „Nordpol und . . .“ — Moritz: „Larnopol!“

Berdächtige Zärtlichkeit. „Sieh, Hans, wie lieb und zärtlich Gretchen mit mir ist, während du, abscheulicher Junge, es kaum der Mühe wert findest, mir guten Abend zu wünschen!“ — „Ich hab' aber auch das Tintenfaß nicht über deine Bücher geschüttelt!“

Sammel-Kasten.

Für das Waisenhaus Feldkirchen spendeten: Papert, Weipert 30 K, W. Schöbitz 20 K, je 1 K Glöbitch, J. Klug, F. Walter, J. Zentner, A. Reichl, A. Schmoß, nugenannt, F. Klug, R. Schmieder, F. W. A. 10 K, F. J. B. 60 h, F. K. 70 h, J. Euscha 65 h.

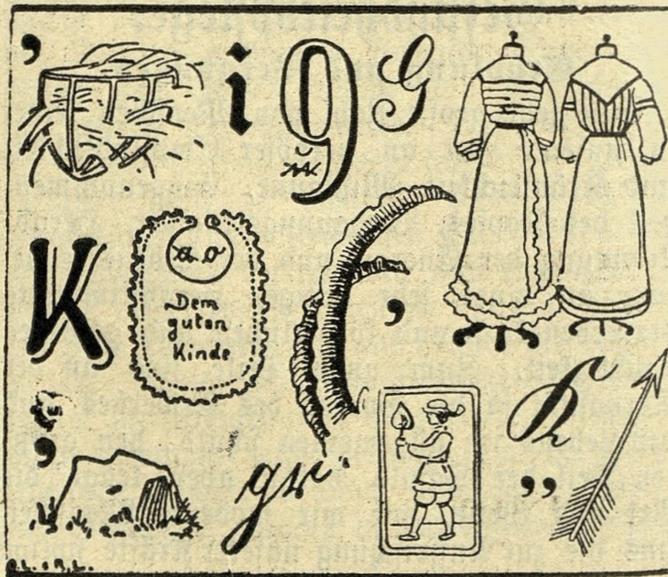
Rätsel-Aufgaben.

Rebus.

A. B.

Erbe steht e m
n r g
se e t u echt.

Bilderrätsel.



Quadraträtsel.

N. B.

M M M M Frucht.
T T H I Pflegerin.
S S S I Städtchen i. T.
E E A A bibl. Name.

Ziffernrätsel.

N. B.

1 6 7 8 9 Name
2 4 8 Dichtungsart
3 8 6 3 Absage
4 2 9 4 8 Blütenstand
5 2 3 3 8 Firster
6 7 Fürwort
7 8 3 6 9 9 8 Gewebsart.
8 3 4 8 Schluß
9 8 6 7 8 toter Körper
1 2 3 4 5 6 7 8 9 Himmelserscheinung.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Rebus:
Einheimung des Getreides.

Diamanträtsel:

M
M A N
B A R B E
M I N I M U M
M A R I E N B U Ch
B R E N N E N
R E B E N
B U Ch
Ch

Lösung des Bilderrätsels:

Zu satt macht matt.

Von den Einsendern richtiger Lösungen der Rätsel in Nr. 16. erhielten Preise durch das Los: Hochw. Peter Au. n., Koop. Eisens, P. Lana, Tirol und Franz Eigl, Jglau.

Die hochwürdigen Pfarrämter gestatten wir uns, auf die in unserem Verlage erschienenen drei Ausgaben des

Kathol. Katechismus

ergebenst aufmerksam zu machen, welche textlich genau mit der vom hochw. Gesamt-Episkopat herausgegebenen Ausgabe übereinstimmen, fest und dauerhaft gebunden und infolge der besonders günstigen Konditionen die empfehlenswertesten Ausgaben für ganz Oesterreich sind.

Auf Wunsch senden wir gern Probestände ein. Wiederverkäufern kommt ein größerer Nutzen zu. Uns bei Bedarf bestens empfohlen haltend, zeichnen hochachtend ergebenst

Ambr. Opitz, Verlag, Warnsdorf.

Ungarische Tafeltrauben

liefert **Johann Heinzinger**, Obst- und Tafeltrauben Exporteur, **Nagy-Maros** (Ungarn).
Nur an Wiederverkäufer.

Vielen Patienten, welche dem Fingerzeig der kleinen belehrenden Schrift „**Magen-Darmkatarrh**“ folgten, wird noch Hilfe und vollständige Heilung von dem trostlosesten aller Nebel, dem Verdauungsleiden. Die Broschüre mit vielen beglaubigten Attesten vers. auf Verl. gratis Fritz Popp's Verlag, Heide (Holstein).

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg

Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.

Programm frei.

Billige böhmische Bettfedern.

1/2 Kilo neue, geschliffene, graue Gänsefedern K 1.—, halbweiße K 1 40, weiße K 2.—, prima daunenweiße K 3.—, hochprima Schleiß, schneeweiß, beste Sorte K 4.—, Daunen grau, K 3.—, Weiß K 5.—, Brustbaum K 6.—, von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten, aus dichtfüßigem rot, blau, gelb oder weißem Zule (Nanking), 1 Tuchent, Größe 170 X 116, samt 2 Kopfpolster, diese 80 X 58 cm. genügende Füllung mit neuen grauen Entenfedern K 16.—, Halbbauen K 20.—, Daunen K 24.—, Tuchent allein K 12.—, K 14.—, 16.—, Kopfpolster K 3.—, 3 50, 4.—, versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von 10 Kronen an franko **Max Berger in Deschenitz Nr. 304**, Böhmerwald. Umtausch gestattet. Ausführliche Preisliste gratis und franko.

VERWUNDUNGEN

jeder Art sollen sorgfältig vor jeder Verunreinigung geschützt werden,

da durch diese die kleinste Verwundung zu sehr schlimmen, schwer heilbaren Wunden ausarten kann. Seit 40 Jahren hat sich die erweichende Zugsalbe, **Prager Haussalbe** genannt, als ein verlässliches Verbandmittel bewährt. Dieselbe schützt die Wunden, lindert die Entzündung und Schmerzen, wirkt kühlend und befördert die Vernarbung und Zubeilung.

1 Dose 70 Heller. Gegen Voraussendung von K 3-16 werden 4 Dosen, oder K 4-60 6 Dosen franko aller Stationen der österreich.-ungarisch. Monarchie gesendet.

Alle Teile der Emballage tragen die gesetzlich deponierte Schutzmarke.

Hauptdepôt: **B. FRAGNER**, k. u. k. Hoflieferanten, Apotheke „ZUM SCHWARZEN ADLER“, Prag, Kleinselte, Ecke der Nerudagasse Nr. 203.

Depôts in den Apotheken Oesterreich-Ungarns.

Post-
versand
täglich.



müssen Sie geben auf Ihre Gesundheit!

2 x 8

wenn Sie Familie haben!

Unzählige Dankbriefe bezeugen, daß bei Gliederreizen, Stechen, Krämpfen, Kopf- und Brustschmerzen, Nerven- und Muskelschmerzen, Influenza, Migräne das weltberühmte, wohlriechende Pflanzen-Essenzen-Fluid Fellers mit der Marke „Elsa-Fluid“ rasch und sicher hilft, Schwäche, Müdigkeit, Atemnot, fieberhafte Zustände, Husten, Heiserkeit, Nervosität, Halsschmerzen, Verschleimung behebt, Magenbeschwerden, Sodbrennen, Appetitlosigkeit, Uebelkeiten, Brechreiz, saures Aufstoßen etc. lindert. — Fellers Fluid ist ausgezeichnet mit goldenen Medaillen auf Ausstellungen in Paris, London, Berlin, Rom. — Von Ärzten anempfohlen. — 12 kleine oder 6 Doppelflaschen kosten franko 5 K, 24 kleine oder 12 Doppelflaschen 8 K 60 h, 48 kleine oder 24 Doppelflaschen 16 K franko — Unübertrefflich sind in ihrer Wirkung Fellers' führende Akatarber Pillen mit der Schutzmarke „Elsa-Pillen“. 6 Schachteln kosten franko 4 K.

Alleiniger Erzeuger: **EUGEN V. FELLER**, Apotheker in **STUBICA**, Elsaplatz Nr. 6 (Kroatien).

Hauptdepot in Budapest: Apotheke Josef v. Török.

Eine wahre Volkspartei.

Beiträge zu einem Ehrenbuch der christlichsozialen Reformarbeit. Preis 50 h.

Zu beziehen von

Ambr. Opitz, Buchhandlung, Warnsdorf.

